

Rezensionen und Kurzanzeigen

The Derveni Papyrus. Edited with Introduction and Commentary by Theokritos Kouremenos, George M. Parásoglou, Kyriakos Tsantsanoglou. Firenze: Olschki 2006. XIV, 307 S. 30 Tafeln (Studi e Testi per il Corpus dei Papiri Filosofici Greci e Latini. 13.) ISBN 88-222-5567-4

Dies ist die lange erwartete Edition des 1962 gefundenen und von Albert Fackelmann im selben Jahr in Teilen lesbar gemachten Papyrus, der nach der Verbrennung des Toten als verkohlte Rolle in einem Grab in Derveni nahe Thessaloniki bewahrt geblieben war. Die ersten Veröffentlichungen zu seinem Aufsehen erregenden Inhalt stammten von Stylianos G. Kapsomenos, der zusammen mit Kyriakos Tsantsanoglou zunächst den Papyrus entziffert und einen Text erstellt hat. Weitere Mitarbeit leistete George M. Parásoglou, und er und Kyriakos Tsantsanoglou erscheinen in der vorliegenden Edition als für den Text und die Übersetzung verantwortlich. Und dazu tritt nunmehr Theokritos Kouremenos als Verfasser der interpretierenden Teile der Einleitung und des Kommentars. Der Text der griechischen Editoren ist im Laufe der Jahre auch schon weitgehend bekannt geworden, sodass es dazu auch eine umfangreiche Bibliographie gibt, die im Kommentar auch entsprechend berücksichtigt ist. Erhalten sind vom Text verschieden umfangreiche Teile von 26 Kolumnen, welche ebenso wie die meist ganz winzigen Fragmente, die nicht zugeordnet werden konnten, auf guten Tafeln abgebildet sind. Der Text der Kolumnen steht neben einer Transkription auf den Seiten 62–113.

Wichtig ist der Papyrus vor allem als Zeugnis für eine frühe Fassung der orphischen Theogonie und ebenso für allegorische Umdeutung derselben in Kosmogonie und ein Weltbild, das besonders an Diogenes von Apollonia erinnert. Auch Heraklit wird zitiert und Anaxagoras vorausgesetzt. Die Gottheit wird als νοῦς (Geist, Vernunftkraft) aufgefasst und mit dem ἀήρ (der Luft) geglichen, und als weltbildender νοῦς gelten auch die Götter des Sukzessionsmythos.

Die Fragmente der Theogonie sind auch bei Bernabé in den *Poetae Epici Graeci II 1* (2004) aufgenommen. Sie begann offenkundig mit der Nacht als Urwesen und Mutter des Uranos, kannte anscheinend auch eine als erste dem Aither entsprungene demiurgische Gestalt (Protogonos), die von Zeus, der als Götterkönig auf Uranos und Kronos folgte, zum Ende der Sukzession verschlungen wurde. Zeus wurde damit zur alles umfassenden Gottheit, was in hymnischen Versen auch hier ausgesagt war (fr. 14 Bernabé). Es folgte eine Neuschöpfung der Welt (fr. 16. 17 B.) und nach diesem Neubeginn die Verbindung mit der Mutter (fr. 18 B.).

Die Zitate aus der orphischen Theogonie sind von Kouremenos in der Einleitung mit 24 Nummern zusammengestellt (p. 21). Die die Verschlingung des Protogonos betreffenden Fragmente sind dabei nicht zu einer Einheit vereinigt, sondern wie bei Bernabé (fr. 5. 7. 8) jeweils für sich angeführt. Bei Kouremenos sind es die Nr. 2 (zitiert in Col. VIII 4f.), 7 (zitiert in Col. XIII 1) und 8 (zitiert in Col. XIII 4). Die zu verbindenden Verse ergeben:

Ζεὺς μὲν ἐπεὶ δὴ πατρός ἐοῦ πάρα θέσφατ' ἀκούσας
 ἀλκὴν τ' ἐν χεῖρεσσι ἔλαβεν καὶ δαίμονα κυδρὸν
 αἰδοῖον κατέπινεν, ὃς αἰθέρα ἔκθορε πρῶτος.

Das Versende lautet in Col. VIII 4 θέσφατον ἀρχήν, in Col. XIII 1 dagegen θέσφατ' ἀκούσας, und dass das die Lesart war, die dem Autor vorlag, ergibt sich m. E. mit Sicherheit daraus, dass er in der in Col. VIII auf das Zitat folgenden Interpretation mit οὐκ ἀκούειν τὸν Ζᾶνα τοῦ πατρός offenbar die Lesart von XIII 1 voraussetzt (vgl. auch Col. XIII 2f.). Auch fällt auf, dass der Autor bei der Formulierung des von ihm gewollten Zusammenhangs mit ἀλκή beginnt und ἀρχή beiseite bleibt, was sich doch am besten erklärt, wenn er von dem anderen Text ausging. Dieser Annahme widerspricht nicht εἶναι τὴν ἀρχήν ... τοῦ ἰσχυροτάτου (was für richtig ergänzt gelten kann) in Col. IX 1, denn ἰσχυροτάτου setzt den Kraftbegriff voraus und Übernahme der Herrschaft von Kronos durch Zeus ist ja der in der Interpretation angenommene Sinn der Verse. Schließlich ist die ganze Argumentation wegen der ungewöhnlichen Wortstellung (VIII 6 τὰ ἔπη ὑπερβατά) und auch παρὰ θέσφατα (ebd. 11) stimmig nur dann, wenn man von θέσφατ' ἀκούσας als Text ausgeht. Man darf denselben also als für die orphischen Verse gesichert annehmen. Im Übrigen tendiert Kouremenos auch selbst mit Berufung auf Calame zu der Annahme, dass VIII 4 ein Fehlzitat von XIII 1 ist, und er plädiert für die Tilgung von τε nach ἀλκὴν und für Beginn der Apodosis mit καί, was notwendig ist, wenn man ἀκούσας für den ursprünglichen Text hält. Für die Interpretation, die der Autor des Papyrus gibt, ist jedenfalls das Partizip notwendig, weil er nur so die Apodosis mit αἰδοῖον anfangen lassen, dieses für sich nehmen und als ‚Geschlechtsteil‘ verstehen konnte. Schriebe man ἄκουσεν, so wäre der Beginn der Apodosis bei ἀλκὴν. Vorbild für den Orphiker ist die Verschlingung der Metis bei Hesiod, und Metis ist wie Protogonos bekanntlich eine der Bezeichnungen des Phanes in der rhapsodischen Theogonie.

Hans Schwabl

Aldo B r a n c a c c i - Pierre-Marie M o r e l (eds.), *Democritus: Science, The Arts and the Care of the Soul. Proceedings of the International Colloquium on Democritus (Paris 18 – 20 September 2003)*. Leiden: Brill 2007. 348 S. (Philosophia Antiqua. 102.) ISBN 90-04-15160-5

Die Herausgeber dieses von der Universität Rom Tor Vergata und der Universität Paris I-Panthéon-Sorbonne geförderten Kolloquiums zu Demokrit erinnern in der ‚Introduction‘ an die Demokrit-Kongresse von Catania (1979) und Xanthí (1983) und betonen für ihre Veranstaltung die ausschließliche Konzentration auf Demokrit mit dem bei Diogenes Laertios 9,46–49 gegebenen Katalog des Thrasyllus als thematischer Leitlinie. Sie geben sodann einen souveränen Überblick über die Entwicklung der Demokrit-Forschung im 19. und 20. Jahrhundert und eine knappe Vorstellung der in Paris gehaltenen Vorträge, die entweder auf Englisch (6) oder auf Französisch (5) verfasst sind. Die Reihe der Vorträge beginnt mit einer ausführlichen Abhandlung von Walter L e s z l zum Katalog des Thrasyllus (11–76), mit dem besonderen Bemühen, den Werktiteln auch Inhalte zuzuordnen. Gehandelt wird dabei u. a. über Struktur und Voraussetzungen des nicht unproblematischen Katalogs, das Verhältnis zu anderen Katalogen, Werktitel, die auch aus anderen Quellen belegt sind, dabei besonders ausführlich über die (bei Thrasyll missverstandenen) Κρατυνήρια (‚Confirmations‘) sowie über Werke von fragwürdiger Authentizität (besonders die auf Hypomnemata bezogenen, Diog. Laert. 9,49). Zuletzt wird in Zusammenhang mit den Hypothekai (‚Councils‘) und mit περὶ εὐθυμίας zum einen ausgeführt, dass ein guter Teil von Demokrits Beiträgen zur Ethik

wohl in der Form von Sentenzen gegeben war, und zum anderen gefragt, wieweit Demokrit in den thematisch entsprechenden Werken des Plutarch und des Seneca noch präsent ist. – Von den weiteren Vorträgen behandelt C. C. W. T a y l o r das Thema des Todes und des Sterbens bei Demokrit und Lukrez mit dem Ergebnis, dass die Unterschiede in der Auffassung durch die Verschiedenheit der Seelenvorstellung begründet sind (77–86). – James W a r r e n sucht für Demokrits Billigung des strengen Vorgehens gegen Feinde und Störer der sozialen Ordnung eine systemgerechte Begründung durch Heranziehung der *eidola*-Theorie, doch fragt man sich, ob Demokrit eine solche Begründung auch gegeben hat (87–104). – Pierre-Marie M o r e l (105–123) fragt nach der Bedeutung des Begriffs φύσις bei Demokrit und findet, dass damit nicht die Gesamtnatur bezeichnet wird, er aber doch sowohl für die Atome (B 168 und A 58 Diels, ein problematisches Zeugnis) als auch für die zusammengesetzten Dinge und deren Wesen gebraucht werden könne. Er findet dafür u. a. die Formel: „La nature désigne toujours une forme de stabilité“ (168). – Jean S a l e m behandelt (125–142) die Theorie der Sinneswahrnehmungen mit Berücksichtigung der einzelnen Sinne, das Misstrauen dagegen und zugleich die Bedeutung, die die Phänomene auch für die Verstandeserkenntnis haben, wofür fr. B 125 das beste Zeugnis ist. Den Schluss bildet eine Bemerkung zur Mathematik bei Demokrit. – Lorenzo P e r i l l i (143–179) gibt unter dem Titel „Demokrit, Zoologie und die Ärzte“ neben Hinweisen zu den Zeugnissen für Demokrit einen weitgespannten Überblick über frühe Traditionen der Tierbeobachtung, insbesondere in medizinischer Literatur. Das Schlussurteil ist, dass Demokrit auf diesem Gebiet Beobachtungen im Allgemeinen nicht gemacht, sondern ihnen methodisch im Rahmen seiner Philosophie Bedeutung gegeben hat. – Aldo B r a n c a c c i (181–205) verteidigt zunächst die Relevanz der unter Μουσικά gegebenen Titel zu Musik und Dichtkunst und bespricht sodann vor allem die dazu gehörenden Fragmente, behandelt dazu auch die Stellung der Musik im Rahmen der Kulturentstehung und als Teil der Erziehung. Für die Dichtung ist wichtig die Vorstellung der göttlichen Inspiration, wobei für sie nicht mehr Wahrheit, sondern Schönheit in Anspruch genommen ist. – M. Laura G e m e l l i M a r c i a n o (207–237) will neben dem Philosophen auch dem „Démocrite technicien“ sein Recht geben. Sie sucht daher nach seinem Einfluss bei Medizinern und in den Geoponica und erhält den Eindruck, dass Thrasylls Titel auch für die Τεχνικά Vertrauen verdienen. – Drei gewichtige Beiträge bilden den Schluss: Denis O' B r i e n, Démocrite à l'Académie (239–263), Annick J a u l i n, Démocrite au Lycée: la définition (265–275) und Jaap M a n s f e l d, Out of Touch. Philoponus as Source for Democritus (277–292). O' B r i e n führt aus, dass die Annahme der Möglichkeit großer Atome auf einen doxographischen Irrtum zurückgeht und die Annahme von begrifflich kleinsten Teilen am unteilbaren Atom bei Epikur durch die Kritik des Aristoteles an Demokrit veranlasst ist, wobei nach einer Anregung des Simplicios die Gleichheit der den Elementen zugrunde liegenden Dreiecke des Timaios als mögliches Vorbild für die Gleichheit der *minima* des Atoms angenommen wird. Frau J a u l i n zeigt anhand einer Reihe von Belegen, dass Aristoteles trotz der Kritik an der atomistischen Physik den demokritischen Ansatz mit den durch Gestalt (σχῆμα), Anordnung (τάξις) und Stellung (θέσις) gegebenen Unterscheidungen positiv bewertet, und kommt nach der Behandlung von Stellen, wo Demokrit zu Problemen der Definition herangezogen wird, schließlich zu dem Urteil, nicht Platon, sondern Demokrit sei der Ahn der aristotelischen Theorie der Definition (273). Jaap M a n s f e l d schließlich gibt einen Überblick über Demokrits Erwähnungen bei Philoponus, macht deutlich, dass direkte Kenntnis bei ihm nicht gegeben sein konnte, sondern Abhängigkeit von früheren Aristoteleskommentaren vorliegt und gibt eine Erklärung, wie die (als Zeugnis nicht brauchbare) Angabe, dass die Atome einander nicht berühren, zustande gekommen sein mag.

Hans Schwabl

Heinrich Dörrie - Matthias Baltes - Christian Pietsch unter Mitarbeit von Marie-Luise Lakmann, Die philosophische Lehre des Platonismus: Theologia Platonica. Bausteine 182–205: Text, Übersetzung, Kommentar. Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog 2008. XVII, 645 S. (Der Platonismus in der Antike. 7, 1.) ISBN 978-3-7728-1159-3

Man freut sich, dass dieses von Heinrich Dörrie begründete und von Matthias Baltes bis zum 6. Bd. (2002) erfolgreich fortgeführte Quellenwerk zum antiken Platonismus nunmehr durch Christian Pietsch als Herausgeber und Bearbeiter eines noch von Baltes vor seinem Tod (21.1.2003) erarbeiteten Teilbandes zur platonischen Theologie seine Fortsetzung gefunden hat. Voraus gingen die Bände zur Physik (4 und 5) und zur Seelenlehre (6, vgl. WSt. 116, 2003, 298f.). Vom 7. Band, der der Theologie vorbehalten ist (Bausteine 182–230), lagen von Baltes die „textkritische Bearbeitung der Texte sowie deren Übersetzung“ in einigermaßen druckreifem Zustand vor, „die Kommentare zu den meisten Bausteintexten bis einschließlich 205“ dagegen nur „in einer ersten Rohfassung“. Das verlangte eine „teilweise massive Überarbeitung“, die in dem von Pietsch publizierten Text aber nirgendwo kenntlich gemacht wird, während bei Teilen, wo „kein Baltes-Text vorgelegen hatte“ der Anteil von Pietsch durch Doppelklammern ausgewiesen ist. Und das Gleiche gilt auch für zahlreiche Anmerkungen: Ein dankenswert pietätvolles und leserfreundliches Verfahren. – Die Texte (1–228) und der ihnen folgende Kommentar (289–608) sind nach thematischen Kapiteln geordnet, beginnend mit doxographischen Texten, zuerst dem problematischen Aetios-Text bei Stobaios (182), der einer genaueren Analyse zum Quellenwert mancher der Angaben bedürfte, dann Hippolytos (183) über Zahl und Wesen der Gottheiten bei Platon. Es folgt ein zweites Kapitel mit Texten zur Auseinandersetzung der Platoniker mit anderen Theologien, bei Philosophen, Dichtern, im Kult und auch bei den Barbaren. Ein drittes Kapitel ist den Definitionen der Gottheit durch Platoniker gewidmet (Albinos, Apuleius). Es schließen (4.) an verschiedene Probleme der Gotteserkenntnis, darunter Gottesbeweise (Sextos, Albinos), ein weiteres (5.) Kapitel zu den Wirkweisen Gottes (Philon, Plotin, Proklos; Maximos), eines (6.) zum Ort Gottes und der Götter (Plutarch, Plotin), eines (7.) zu den Arten bzw. Klassen der Götter (Apuleius, Numenius, u. a.), und schließlich (8.) eines über die höchste Gottheit und ihr Wesen (Apuleius etc., zuletzt Plotin). Bedacht ist neben dem mittleren Platonismus auch in diesem Band immer wieder der Neuplatonismus, verwiesen sei dafür z. B. noch auf die Hierarchie der (auf Interpretation des platonischen Parmenides zurückgehenden) Henaden-Götter bei Proklos im Kommentar (544f.). Als Urheber derselben wird für Jamblich votiert (536).

Hans Schwabl

Oikonomika. Quellen zur Wirtschaftstheorie der griechischen Antike. Eingeleitet, herausgegeben und übersetzt von Gert Audring und Kai Brodersen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2008. 250 S. (Texte zur Forschung. 92.) ISBN 978-3-534-21725-0

Dies ist eine ausgezeichnete und sehr willkommene Quellensammlung griechischer Texte (mit Übersetzungen) aus dem Bereich der Ökonomik oder, wie gesagt werden kann, Ökonomie. Die Sammlung umfasst jeweils vollständige Texte von Xenophons Oikonomikos und Poroi, Ps.-Aristoteles, Oikonomika, Philodem, Über die Führung des Haushalts, Ausschnitte aus der Anthologie des Stobaios (4. Buch, Texte zur Ökonomik), sowie die vier Frauenbriefe

aus der Zusammenstellung der Pythagoräerbriefe und, als Ergänzung, die sog. ‚Haustafeln‘ aus dem Neuen Testament.

Die spezielle Thematik dieser Textsammlung wird durch eine informative Einleitung erschlossen; die Texte zu kommentieren, lag nicht in der Absicht der Hgg. (Einzel-Kommentare liegen außerdem vor). Die Übersetzung der Xenophon-Texte stützt sich auf die umfangreichen Arbeiten von Gert A u d r i n g (Oikonomikos und Poroi, Berlin 1992, die Poroi auch in einer kommentierten Ausgabe von Eckart S c h ü t r u m p f, Darmstadt 1982; vgl. WSt. 97 [1984], 232), die Aristoteles zugeschriebenen Oikonomika zum Teil übersetzt von Kai B r o d e r s e n (Reclam 2006), ebenso der Brief der Theano an Kallisto (Reclam 2009). Der wegen der Ereignisse in Herculaneum bekannt schwierig zu lesende Text des Philodem ist noch schwieriger zu übersetzen (hier zum ersten Mal), er ist aber für bestimmte Aspekte der täglichen Praxis der Haushaltsführung von Interesse (und hat wohl auch den Hg. nicht wirklich Freude bereitet – vgl. 34/35). – Zu S. 36 Anm. 1: Musonius Rufus wird mehrfach erwähnt, unerwähnt bleibt aber, dass es eine gute Übersetzung des Textes im Rahmen einer Ausgabe der Schriften des Epiktet und Teles gibt (Rainer N i c k e l, Sammlung Tusculum, Zürich 1994). – Für die moderne Wissenschaftsdisziplin der Nationalökonomie muss daran erinnert werden, dass von einem ihrer Begründer, Wilhelm R o s c h e r, seit 1843 Ordinarius für Nationalökonomie in Leipzig, eine immer noch lesenswerte Monographie zu Thukydides stammt: Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides, Göttingen 1842.

Im Ganzen eine sehr nützliche und erfreuliche Publikation, informativ und gut geeignet, Missverständnisse und oberflächliche Bemerkungen über die Haushaltsführung der Griechen zu korrigieren!
Herbert Bannert

Markus S e h l m e y e r, Geschichtsbilder für Pagane und Christen. *Res Romanae* in den spätantiken Breviarien. Berlin-New York: Walter de Gruyter 2009. VII, 375 S. (Beiträge zur Altertumskunde. 272.) ISBN 978-3-11-022008-7

Die vorliegende Arbeit schließt eine Lücke in der Forschung zur spätantiken Geschichtsschreibung. Breviarien und Epitomae – die S. klar voneinander scheidet – wurden bisher weitgehend vernachlässigt, trotz der Tatsache, dass sie die Wiederaufnahme der paganen Historiographie ab der zweiten Hälfte des 4. Jh. einläuten und an der Wende zum 5. Jh. die vorherrschende historiographische Ausdrucksform bilden. Während im Laufe der letzten Jahrzehnte immer wieder Untersuchungen zu einzelnen Breviarien und deren Autoren entstanden, fehlte eine vollständige Zusammenschau bisher gänzlich. Selbst neuere Arbeiten heben meist nur Teilaspekte hervor (David R o h r b a c h e r, *Historians of Late Antiquity*, London 2002) oder gewähren lediglich einen knappen Überblick über die Thematik (Stéphane R a t t i, *Écrire l'histoire à Rome*, Paris 2009). Was die Neubewertung der Breviariensliteratur im Rahmen der spätantiken Historiographie betrifft, knüpft der Verf. an die Arbeiten von Brian C r o k e und A. M. E m m e t t (*History and historians in Late Antiquity*, Sydney 1983) sowie Arnaldo M o m i g l i a n o (*The Conflict Between Paganism and Christianity in the 4th Century*, Oxford 1963; *Ausgewählte Schriften* 1, Stuttgart 1998) an. Geboten wird dabei aber kein Handbuch über die spätantike Breviarien-Literatur, wiewohl im Anhang auch ein Überblick über das erhaltene Material gegeben wird (Kapitel 5). Vielmehr verfolgt der Verf. eine ganz konkrete Fragestellung, nämlich die der Funktion dieser Literaturgattung innerhalb der spätantiken Gesellschaft, die einen Großteil ihres Wissens um die römische, d. h. heidnische Vergangenheit daraus bezog. Der Blickwinkel ist also nicht auf die Breviarien im Sinne einer Bewertung ihrer Historizität gerichtet, sondern auf den Einfluss des zeitgenössischen Umfelds, ihre Autoren und Rezipienten. Überzeugend arbeitet der Verf. heraus, dass römische

Geschichte nicht bloß um ihrer selbst willen thematisiert wurde, sondern dass Auswahl, Gewichtung und Darstellungsweise der gebotenen Inhalte in Wechselwirkung mit der Orientierung, dem Selbstverständnis und der Identitätsfindung von Heiden und Christen der Spätantike standen.

Nach einem einleitenden Kapitel (1), das Aufgabe und Ziel des Buches bespricht, einen Forschungsüberblick und eine begriffliche Klärung des Terminus *Breviarium* bietet, setzt sich Kapitel 2 genauer mit den Inhalten dieser historiographischen Gattung auseinander, und zwar unter dem Gesichtspunkt individueller Wissenskonzeption und -reflexion. Analysiert wird – in chronologischer Reihenfolge von Roms Frühgeschichte bis in die Kaiserzeit – eine ganze Reihe an historischen Kurzdarstellungen (Solin, Justin, Eusebius, Orosius, Ampelius, Eutrop, Rufius Festus, Hieronymus, Aurelius Victor, Sulpicius Severus u. a.) hinsichtlich ihrer ganz eigenen Schwerpunktsetzung in der historischen Darstellung. Kapitel 3 stellt das von den *Breviarien* transportierte Geschichtswissen in einen breiten gesellschaftlichen Kontext und nimmt eine Einordnung der Gattung in die antike Bildungsgeschichte vor. Dabei wird sowohl auf Auftraggeber und Adressaten, als auch auf die Funktion der *Breviarien* eingegangen. Im folgenden Kapitel 4 wird die identitätsstiftende Funktion der *Breviarien* für ihre Leserschaft behandelt. Eine ausführliche Literaturliste (Kapitel 6) sowie ein Register vervollständigen die Arbeit.

Es gelingt dem Verf. trotz der oft sehr individuellen Gestaltung der *Breviarien* einige gattungsspezifische Charakteristika aufzuzeigen: Geschichte wird als Ergebnis der Handlungen einzelner Männer und nicht mehr als chronologische Abfolge von Ereignissen nach annalistischem Prinzip gesehen, es erfolgt eine Auswahl und ‚Kanonisierung‘ dieser historischen Persönlichkeiten, und die Geographie wird als bevorzugtes kompositionsbildendes Prinzip herangezogen. Einen wesentlichen Beitrag leistet die Arbeit für das Verständnis der spätantiken griechisch-römischen Kultur und ihren Umgang mit ihrer heidnischen Geschichte. Die vielfach von berühmten Persönlichkeiten (auch Kaisern) in Auftrag gegebenen *Breviarien* richteten sich an ein durchaus gehobenes Publikum (Militärs, Beamte am kaiserlichen Hof), für das aber ein profundes historisches Wissen nicht mehr selbstverständlich war. *Breviarien* machten durch ihre Kürze historisches Wissen rasch verfügbar und konnten Wissenslücken füllen, den Lesern als exempla und Orientierungshilfe sowie auch als Basis für die Abfassung von rhetorischen Texten dienen. Aufschlussreich ist die *Breviarien*-Literatur, wie S. zeigt, auch bezüglich des Verhältnisses zwischen Heiden- und Christentum an der Wende vom 4. zum 5. Jh. Da die *Breviarien* meist eine neutrale Sicht der vorwiegend heidnischen römischen Geschichte und der heidnischen Religion bieten, stand das Tor offen für eine Übernahme dieser Gattung seitens der Christen. Christliche Texte weisen häufig Ähnlichkeiten mit den zeitgleichen historiographischen Texten auf: Christliche und heidnische exempla werden nebeneinander gesetzt, Geschichte wird ebenfalls als Abfolge von Einzelbiographien verstanden. Auf der Grundlage des gemeinsamen Bildungsweges und Wissenspools schufen die Christen schließlich ihre eigenen historiographischen Ausdrucksformen. Die neue Religion absorbierte, wie vieles andere auch, die Techniken der *Breviarien*-Literatur und machte sich diese für ihre eigenen Zwecke zunutze. Ob nun Einbeziehung, Umdeutung, Neuschaffung oder in einigen Fällen auch Ablehnung und Ignoranz die literarische Vorgehensweise prägte, das Geschichtsbewusstsein der Christen muss als den Heiden ähnlich angesehen werden. „(...) Extrepositionen verschwanden im Verlauf des 5. Jhds. immer mehr, eine Annäherung fand statt. Offensichtlich waren die paganen Identitäten und die christliche zu einer Identität zusammengewachsen.“ (264).

Nicole Kröll

Sancti Hilarii Pictaviensis episcopi, Tractatus super Psalmos. In psalmos CXIX – CL, cura et studio Jean Doignon (†), iuvamen praestante Roland Demeulenaere, Turnhout: Brepols 2009. 333 S. (Corpus Christianorum. Series Latina. LXI B.) ISBN 978-2-503-00615-4

Mit der vorliegenden Edition der Tractatus super Psalmos 119–150 wird das von Doignon begonnene Unternehmen der Edition der Psalmenkommentare des Hilarius von Poitiers abgeschlossen. Der erste Teil (CC SL LXI) mit den Psalmen 1–91 erschien 1997, kurz nach Doignons Tod, der zweite Teil mit Psalm 118 (CC SL LXI A) 2002 aus Doignons Nachlass. Wie schon in den vorigen Bänden besorgte auch hier Roland Demeulenaere die Drucklegung, freilich mit der Schwierigkeit, dass für diesen Teil die hinterlassenen Materialien weniger vollständig waren. Demeulenaere konnte dabei auf eine Rohfassung des Texts, einen daktylographischen textkritischen Apparat und handschriftliche Notizen zum Apparatus biblicus sowie spärliche Notizen mit Quellenangaben zurückgreifen. Für die Textkonstitution wurden 13 Handschriften verwendet, von denen vier aus dem 5./6. Jh. stammen, die anderen aus dem 9.–13. Jh. Keine einzige Handschrift enthält den gesamten Text des Bandes, die meisten beginnen zwar mit der Erklärung zu Psalm 119, brechen aber meist vorher unvollständig ab. Aus diesem Grunde stehen für die letzten Traktate nur die Handschriften *R* (bis 150), *S* (bis 149, 1) und der Palimpsest *G* (bis 147) zur Verfügung. Leider wurde es in diesem Band verabsäumt, im chronologisch, nicht genealogisch angeordneten Conspectus siglorum oder in einer Leiste der verfügbaren Textzeugen anzugeben, welche Handschriften welchen Text überliefern; man ist daher auf das Vorwort in Band LXI angewiesen. Der Text wurde ohne größere konjekturale Eingriffe meist auf Basis der ältesten Textzeugen (*LVI G*) erstellt; von diesen wurden *L* (Lyon, BM 452 [381]) und *I* (Paris, BN lat. 152) erstmals verwendet, wodurch an einigen Stellen der Text gegenüber der letzten Ausgaben (A. Zingerle, CSEL 22) verbessert werden konnte. Es stimmt jedoch der konstituierte Text nicht immer mit den Bemerkungen Doignons überein (CC SL LXI, pp. LXIX–LXXII).

Leider erweckt der Band in mancherlei Hinsicht den Eindruck, dass ihm die letzte korrigierende Hand gefehlt hat. Die Orthographie ist uneinheitlich – man findet beispielsweise *unanimis* (132, 3, 23) neben *unanimis*, *Hebreice* (132, 6, 10) neben *Hebraice*, *caena* (139, 12, 13) neben *cena*, *absorti* (140, 10, 2) neben *absorpti*, *mundipotens* neben *mundi potens*. Die Distinktion von *u/v* ist nicht konsequent durchgeführt (z. B. 144, 20, 2sq.: *TV/TU*). Die Schriftarten Kapitälchen und Kursiv sind nicht nur für das Erstzitat (Lemma) bzw. Bibelzitate verwendet (s. 138, 17, 5sq.; 138, 26, 9; 138, 29, 14). Einzelne im Text diskutierte Begriffe des Psalms werden entweder überhaupt nicht ausgezeichnet, erscheinen in Kursive oder stehen unter Anführungszeichen (s. z. B. 119, 10, 5sq.; 122, 6). Graeca erscheinen teils in Minuskeln, teils in Majuskeln (138, 43). Die Interpunktion wird mitunter dem syntaktischen Duktus des Kommentars nicht gerecht. Viel zu oft werden Haupt- und Nebensatz durch einen Punkt voneinander getrennt (z. B. 119, 11, 5. 12, 4sq.; 121, 10, 13; 125, 1, 10; 127, 8, 2; 131, 1, 28; *nolunt* führt den mit *quia* [16] eingeleiteten Kausalsatz weiter; 131, 4, 18sq.; 131, 5, 31; 131, 6, 15–7, 2: Die Aussagen *neque ... iurat ... neque ... vovit* sind parallel und dürfen nicht durch einen Absatz voneinander getrennt werden; 131, 25, 2; 132, 2, 11; 134, 6, 3; 134, 8, 14; 135, 1, 18; 136, 6, 3; 138, 16, 7; 143, 3, 3; 147, 6, 7). Wie in CSEL 22 sollte in 131, 11, 19sq. nach *votum est* und *amisit* jeweils ein Fragezeichen gesetzt werden; 131, 18, 16: *patria carentes* darf nicht durch einen Beistrich getrennt werden. In 132, 7, 8 wurde trotz geänderter Syntax die Interpunktion aus CSEL 22 beibehalten (*sed post benedictionem, statim peccavit et, statim impius fuit*; CSEL 22: *sed post benedictionem, statim ut peccavit, statim impius fuit*). In 134,

24, 3 wird ein mit *qui sunt autem* eingeleiteter Satz nicht als Fragesatz, sondern als Relativsatz verstanden (gegen Doignon in Band LXI, p. LXXI). Im Text finden sich einige Druckfehler (neben offensichtlichen wie in 121, 9, 5; 122, 8, 2; 124, 6, 18; 126, 9, 3 verweise ich auf 135, 5, 1: confiteamini] confitemini; 136, 4, 5: capta] captam).

An dieser Stelle sei es gestattet, einige Konjekturevorschläge vorzubringen: 120, 6, 8: namque] utique (*vel numquid vel nempe*); 125, 6, 27: convenit] convertit; 134, 1, 37: gerendis] gerendi; 135, 11, 3: manendi] manenti; 138, 25, 7sq.: praelato] prolato; 138, 41, 2: dei] dei qui; 143, 10, 9: Maria] Mariae; 149, 2, 22: laetabunt] laudabunt; 149, 4, 13: significandi tum] significari cum. Binnenverweise werden nur in Ausnahmefällen aufgeschlüsselt; dies wäre vor allem in den einleitenden Partien, in denen immer wieder auf andere Psalmentraktate verwiesen wird, wünschenswert. Hingegen scheinen die wenigen angegebenen Similien aus lateinischer Dichtung entbehrlich: Ist es etwa in 134, 12, 9–19 sinnvoll, auf Statius, Vergil und Lukrez zu verweisen, wenn Hilarius Naturerscheinungen wie Wind, Nebel und Blitz erwähnt, ohne sich in sprachlicher oder inhaltlicher Hinsicht an den genannten Dichtern zu orientieren?

Vielleicht kommen manche Mängel daher, dass der Text aus dem Nachlass eines verstorbenen Forschers herausgegeben wurde. Eine kritische Korrektur hätte manchen Schatten von dieser wichtigen und guten Edition nehmen können.

Clemens Weidmann

Stefano Martinelli Tempesta, Platonis Euthyphron, Francisco Filelfo interprete, Lysis, Petro Candido Decembrio interprete, a cura di S. M. T. Firenze: Edizioni del Galluzzo 2009. X, 219 S. (Il ritorno dei classici nell'Umanesimo. Edizione nazionale delle traduzioni dei testi greci in età umanistica e rinascimentale. 6.) ISBN 978-88-8450-357-2

The Italian Ministero per i beni e le attività culturali has inaugurated the series Edizione nazionale delle traduzioni dei testi greci in età umanistica e rinascimentale which in its turn is part of the project Ritorno dei classici nell'Umanesimo. One of the first-fruits of this admirable initiative is the work under review, Stefano Martinelli Tempesta's edition of Francesco Filelfo's translation of the Euthyphro and of Pier Candido Decembrio's translation of the Lysis. It is to be welcomed as an outstanding edition of these dialogues.

The translations of the two dialogues are presented in the same way. The introduction deals with the circumstances under which the translations were made, the Greek text of reference and the characteristics of the translation. The ‚Nota al testo‘ discusses the mss. and the editorial principles. After the conspectus siglorum follows the edition itself, accompanied by three (sometimes four) apparatuses: the first gives information about the Latin mss., the second about the Greek sources, the third gives loci similes in other classical authors and the fourth deals with peculiarities of the translation, often referring to the ample discussion in the third part of the introduction.

Francesco Filelfo made his translation of the Euthyphro about 1430. M. T. shows that Filelfo consulted two Greek mss., Laur. 85.12 and Haun. GkS 415a, 2° (or rather a predecessor of this ms., which has a watermark of the late forties). Further, he may occasionally have inspected Laur. CS 78. Filelfo's Latin is an amalgam of Ciceronian, post-classical and patristic material. As Ficino did later, Filelfo occasionally adds an explanation to a specific Greek word: thus he renders δίκην in 2a5 (l. 51/52) as *dicam, id est privatam civilemque causam*. At 6a2 (l. 193) he translates τὸν ἀποῦ πατέρα as *suo patri Caelio*, where *Caelius* is the Latinized form of Οὐρανός. – The translation may not have received the finishing touch. Thus at 14c4 (l. 550) the ms. has *nunc autem necesse est al(iter) interrogatum interrogantem*

sequi amantem amatum sequi for $\nu\tilde{\nu}\tilde{\nu}$ δὲ ἀνάγκη γὰρ τὸν ἐρωτῶντα τῷ ἐρωτωμένῳ ἀκολουθεῖν; the second hand deleted the words *al(ite)r interrogatum interrogantem sequi* and wrote them in the margin. Of Filelfo's Greek mss. Laur. 85.12 has τὸν ἐρωτῶντα τῷ ἐρωτωμένῳ, while Haun. has τὸν ἐρώωντα τῷ ἐρωμένῳ.

The translation is preserved in Vallicellianus C 87. M. T. suggests that the corrections added by a later hand were made at Filelfo's behest; this is possible but it would conflict with Filelfo's habit of making additions himself, as is attested in other mss. known to have belonged to him. The ms. is severely damaged in many places. In the edition M. T. prints dots below words and letters which cannot be established with certainty; where the text is illegible he prints a series of dots, relegating possible suppletions to the apparatus.

On September 13, 1442, Pier Candido Decembrio acquired the Greek ms. which nowadays is preserved in the University Library of Wrocław, shelf number Akc. 1949/60. Besides some works of Decembrio's venerated teacher Manuel Chrysoloras this ms. contains Plato's *Lysis*. M. T. convincingly argues that Decembrio made his translation between the end of 1454 and the beginning of 1455. The translation is dedicated to Ottaviano degli Ubaldini. It is preserved in two mss.: Ferrara, Biblioteca Comunale Ariostea, II 66 and Madrid, Universidad Complutense, Biblioteca Historica, BH MSS. 129 (olim 118-Z-20).

Decembrio made a number of excisions, varying from a few lines (206c5–7) to four Stephanus pages (218d5 – 222d8). Some of these excisions appear to have been inspired by the overt reference to homosexuality; in other cases it is probable that Decembrio did not succeed in interpreting the original text adequately.

As in the case of Filelfo's translation, Decembrio's Latin contains classical, post-classical, patristic and medieval elements. In some cases the translation is no more than a transcription of the Greek, as at 209d1/2, where *Economica(m)* (l. 161/162) renders οἰκονομεῖν and οἰκονομίας. M. T. shows that in many passages Decembrio misunderstood the Greek, as at 207b1 (l. 69), where he renders μεταξὺ παιζῶν as *inter ceteros ludens*. In the translation of Solon's verses at 212e3/4 the first line is translated as a hexameter in the Ferrara ms., *felices pueri vel equi cursores amici*, while the Madrid ms. has the prose translation *Felicitas est pueri et equi cursoris amici*. On the basis of such cases M. T. suggests that the two mss. were copied from Decembrio's autograph at different stages: F represents an earlier stage of the text, while M was copied after the exemplar had undergone correction.

When M. T.'s book was already in production he was informed that there already was an edition of Decembrio's translation, made by E. G a l l e g o M o y a (La versión latina de Pier Candido Decembrio del *Lysis* de Platón, in: B. K ö r k e l - T. L i c h t - J. W i e n d l o c h a [eds.], *Mentis amore ligati. Lateinische Freundschaftsdichtung und Dichterfreundschaft in Mittelalter und Neuzeit*, Heidelberg 2001, 93 – 114). M. T. confronts this edition with his own in his article *Ancora sulla versione del *Lysis* platonico di Pier Candido Decembrio*, *Annali della Facoltà di Lettere e Filosofia dell'Università degli Studi di Milano*, 63 (2010), 263 – 269, concluding that his edition differs in several respects from the editio princeps. Moreover, the confrontation with Gallego Moya's edition enables him to correct some errors in text and apparatus of his own edition.

I have very little to criticize in this book. Typos are few; some instances: p. 57 *intepretazione* > *interpretazione*; p. 113 *ritenenere* > *ritenere*; p. 134 *l'omisione* > *l'omissione*. One is surprised to see the Latin form of Filelfo's name spelled as *Philelfus* in the title of the work and e. g. on p. 193 but as *Philelphus* (which appears to be more consistent) on p. 77. My only serious objection concerns the author's use of square brackets. M. T. uses [...] in the critical apparatus to indicate that some letters have become illegible in the ms.; in the text he uses the same brackets for deletions, which is a bit confusing. It would be wiser to adopt the modern convention of using braces { } for deletions.

The author is to be congratulated on his achievement and it is to be hoped that this edition will soon be followed by equally good editions of other Renaissance translations of Plato's works.

Gerard J. Boter

La Veterinaria antica e medievale. Testi Greci, Latini, Arabi e Romanzi, a cura di V. Ortoleva - M. Rosaria Petringa. Atti del II Convegno internazionale, Catania, 3–5 ottobre 2007. Lugano: Athenaion 2009. 543 S. III. (Biblioteca di Sileno. 2.) ISBN 978-88-6067-061-8

Der Tagungsband umfasst 21 Beiträge, die in vier großen thematischen Blöcken und einem Anhang zusammengefasst sind: Zwei Artikel widmen sich Themen von allgemeinem Interesse, acht beschäftigen sich mit Überlieferung, Textgeschichte und Auslegung antiker Veterinärmedizin. Ein Beitrag gehört in den Bereich der Archäologie, und neun Artikel behandeln die magische und religiöse Praxis im Zusammenhang mit mittelalterlicher Veterinärmedizin. – Vincenzo Ortoleva's Einleitung, „Introduzione ai lavori del Convegno“ (11/12), gefolgt von einer „Nota dei curatori“ (13), ist zu entnehmen, dass auf Initiative von Marie-Thérèse Cam 2004 in Brest ein erstes Treffen zur antiken Veterinärmedizin stattgefunden hat und man sich auf eine Fortsetzung einigte, die 2007 in Catania realisiert wurde. Neu hinzugekommen ist die Mediävistik. Viele Texte sind noch nicht ediert, kommentiert und ausgewertet.

„Temi di interesse generale“: (1.) Antonino Zumbo, „Sulla polisemia di hippomanes“ (17–26), beginnt mit einem kurzen Überblick über die Forschung und wendet sich dann unter Einstreuung von Originaltexten (mit einem Schwerpunkt auf Aristoteles und Ausblicken auf Plinius maior und Vergil) der Mehrdeutigkeit des Begriffs und seiner Geschichte zu. – (2.) Ivan Garofalò widmet sich „Galeno, gli animali e la veterinaria“ (27–35) und stellt einleitend fest, dass sich Galen von vielen verschiedenen Blickwinkeln aus für die Fauna interessierte, aber nur am Rande unter tiermedizinischem Gesichtspunkt. Sein Zugang zur Zoologie ist ein philosophischer; modern gesprochen spielt auch die Lebensmittelhygiene für ihn eine nicht zu unterschätzende Rolle. Den Menschen hält Galen im Anschluss an Aristoteles für die Krone der Schöpfung, Tiere unterzog er der (Vivi-)Sektion, sorgte aber auch für die entsprechende Ernährung von Eselinnen, um die Milchqualität zu erhöhen. Längere Textpassagen (mit Übersetzung) und ein Literaturverzeichnis runden den Beitrag ab.

„Problemi di tradizione, testuali ed esegetici nei testi di veterinaria antichi“: (3.) Anne McCabe zeigt in „The Hippiatrica Parisina (M Recension)“ (39–53), dass Fortschritte in der Erforschung griechischer Veterinärmedizin die Zugänglichmachung der Basistexte voraussetzen. Die editio princeps der Hippiatrica erfolgte 1536; eine lateinische Übersetzung war 1530 angefertigt worden. Basis war die mittelalterliche Redaktion, obwohl es einen besseren Text gab, die *Hippiatrica Parisina*. Die Verf. gibt nur einen kurzen Überlieferungsbericht, da sie ausführlich darüber publiziert hat: Eine Kompilation aus dem 5./6. Jh. vereint Exzerpte aus sieben Autoren; Überarbeitungsstufen erfolgten nicht aus Gründen der Anpassung an den aktuellen Wissensstand, sondern aus literarischen Überlegungen: Die Texte sollten jeweils dem Zeitgeschmack entsprechen. Der Parisinus gr. 2322 ist ein codex unicus der recensio, die dem Original näher steht als B, aber keineswegs identisch mit der ursprünglichen Zusammenstellung ist (Proömien, intertextuelle Bezüge und längere narrative Partien fehlen). Auf eine detaillierte Beschreibung der Handschrift M folgt eine inhaltliche Vorstellung: Die sieben Texte gehören in dieselbe wissenschaftliche Tradition. Eine exakte Datierung ist schwierig, jedoch spricht vieles für das 3./4. Jh. Ein Teil der Annotationen weist aus paläographischen und stilistischen Gründen auf Janus Lascaris, der zu den wichtigsten Vermittlern griechischer

Literatur nach Westeuropa zählt und in dessen Besitz sich M befand. Der lateinische Übersetzer Jean Ruel benutzte ein Exemplar aus der auf Lascaris' Kopistentätigkeit zurückgehenden Handschriftenfamilie. Aufgrund erschwerter Erreichbarkeit – z. B. durch den Ersten Weltkrieg – haben auch Paul Eugen Oder und Karl Hoppe M nur in unübersichtlicher Art und Weise in ihre Teubneriana integriert, deren Basis B ist. Aufgrund der Aufnahme dieser Ausgabe in den elektronischen TLG ist M bis dato nur unbefriedigend suchbar. Eine Neuedition (vorzugsweise mit Übersetzung) ist – bei allen damit verbundenen Schwierigkeiten – ein Desiderat. – (4.) Anne-Marie D o y e n - H i g u e t beschäftigt sich in „Un manuscrit hippiatric grec récalcrant: de la difficulté d'identifier les fragments du Parisinus Graecus 2244“ (55–90) mit der Zuordnung von Fragmenten; Apsyrtos kommt eine besondere Rolle zu. D.-H.s Spezialstudie zeichnet sich durch eine detaillierte Beschreibung der Handschrift aus. Etwa ein Viertel der Arbeit (82–90) besteht aus Übersichtstabellen, die dabei helfen, die behandelten Themen, die handschriftliche Überlieferung und die Zuordnung zu Autoren miteinander in Beziehung zu setzen. – Auch bei (5.) Valérie G i t t o n - R i p o l l, „Traductions ou sources latines d'Apsyrtos contenues dans Pélagonius“ (91–112), steht Apsyrtos im Zentrum, der über Pelagonius und die Mulomedicina Chironis in die lateinische Literatur tradiert wurde. Die Verf. kann mindestens drei Apsyrtos-Übersetzungen im Text des Pelagonius ausmachen, desgleichen eine Fülle stilistischer Unterscheidungen. Die Fülle der Apsyrtos-Übersetzungen lässt seine Bedeutung erahnen. Zahlreiche Textausschnitte ermöglichen dem Leser den Nachvollzug der Gemeinsamkeiten und Unterschiede: Unter den Namen Florus und Litorius sind gemeinsame lateinische Quellen von Apsyrtos und Pelagonius zitiert; am Einsatz der loci communes lässt sich dieser Befund festigen. Möglicherweise hat Apsyrtos sogar selbst übersetzt; eine passable Kenntnis der lateinischen Terminologie ist bei ihm jedenfalls vorhanden. – (6.) Klaus-Dietrich F i s c h e r liefert „Bemerkungen zu den Autorennamen und zum Aufbau der Mulomedicina Chironis und anderer medizinischer Sammelwerke“ (113–121) und konzentriert sich neben der Mulomedicina Chironis auf Vegetius' *Digesta artis mulomedicinalis* und auf Pelagonius. F. sieht darstellungstechnische Parallelen zur Humanmedizin und erhofft sich wechselseitigen Aufschluss, da zwischen Hippokrates bzw. dem *Corpus Hippocraticum* und Oribasius, wenn man von Aretaios von Kappadokien absieht, dessen Datierung unsicher ist, also während einer Zeitspanne von fast 700 Jahren, nur Fragmente therapeutischer Schriften erhalten sind, die keine Strukturfragen zu beantworten helfen; aufgrund der Anlage ihrer Werke sind auch Galen, Aristoteles und Celsus auszuklammern. Nimmt man den nur in lateinischer Fassung erhaltenen Soran aus und konzentriert sich auf Handbücher, kann man drei Texte vergleichen: den Anonymus Parisinus, den Liber Byzantii und Theodorus Priscianus' *Euporista*. F. sieht im Griechischen die Sprache der Human- wie der Veterinärmedizin. Er verweist auf Rückübersetzungen aus dem Lateinischen, glaubt aber in der v. a. für die Armee wichtigen Veterinärmedizin/Pferdmedizin einen stärkeren Anteil des Lateinischen zu erkennen, weil es Kommando- und Verkehrssprache war; nicht zuletzt lateinische Termini im *Corpus hippiatricorum Graecorum* machen das wahrscheinlich. Im Unterschied zur Mulomedicina Chironis trennen die für die ärztliche Praxis bestimmten Handbücher aus wirtschaftlich-pragmatischen Überlegungen zwischen akuten Krankheiten und chronischen Erkrankungen. Doch es gibt auch Verbindendes: etwa die praxisorientierte Zusammenführung verschiedener Exzerpte zu ein und demselben Thema in der Mulomedicina, bei Oribasius und in den *Hippiatrica*. F. geht mit Berechtigung von der Übernahme dieser Präsentationstechnik aus der Humanmedizin aus. In einem zweiten Teil wendet er sich der Zuordnung der Exzerpte zu und wählt Kopfschmerzen als Beispiel, im letzten Abschnitt setzt er die Verwendung des Imperativ II in Beziehung zur Verfasserschaft des Polyklet. F. zieht in Betracht, dass der lateinische Polyklet-Übersetzer diese Befehlsform – unabhängig vom griechischen Original – favorisierte, kann aber nicht beweisen, dass jeweils ein Übersetzer für

einen Autor zuständig war. – (7.) José María C ó z a r beginnt in „Nuevas aportaciones a la interpretación del texto del libro II de la *Mulomedicina Chironis*“ (123–139) mit einem Überblick über die Editionsgeschichte. Das Auffinden einer neuen Handschrift in Barcelona hat ihn dazu veranlasst, 2005 als Dissertation eine Neuauflage zu publizieren. An acht ausgewählten Stellen aus Buch 2 kommt C. zu einer besseren Interpretation und einem optimierten Verständnis der Fachterminologie. Er bietet neben Text und Übersetzung Vergleichsmaterial und stets eine textkritische und inhaltliche Analyse. – (8.) Adriana D a m i c o und Federico M e s s i n a behandeln in ihrem mit zahlreichen Texten (incl. Apparat und Übersetzung) versehenen Beitrag „Il termine *draconatio* nella *Mulomedicina Chironis* (183, 354 e 687)“ (141–152). Drei Schreibungen sind belegt. Die Begrifflichkeit ist nicht eindeutig: An zwei Stellen ist *draconatio* zur Illustration des Krankheitsverlaufs gewählt, einmal ist das Krankheitsbild selbst so bezeichnet. Die Verf. referieren die Versuche der Herleitung aus dem Griechischen. Die von einem Wurm, dem *dracunculus medinensis*, verursachte Erkrankung durchläuft verschiedene Stadien. Die Zuordnung der drei Passagen zu eben diesen mag die unterschiedliche Darstellung erklären. Mittelalterliche Beispiele für das Krankheitsbild beim Menschen und die Weiterentwicklung des Begriffs in den romanischen Sprachen lassen eine deutliche Nähe der *draconatio* zum Tumor erkennen. Möglicherweise hatte diese Begriffsverschiebung bereits in der Spätantike Platz gegriffen: Nicht die Ursache, sondern das Erscheinungsbild war ausschlaggebend für den Terminus. – (9.) Vincenzo O r t o l e v a stellt in „Alcuni aspetti della lingua dei trattati latini di veterinaria: il sostantivo *claucus* e l'espressione *pedem planum ponere*“ (153–181) die Hufe des Pferdes in den Fokus, wobei er zahlreiche, auch längere Passagen aus unterschiedlichsten Autoren (Vegetius und Chiron, aber auch Cornelius Nepos) zitiert und mit ausführlichen textkritischen Apparaten versieht. Zahlreiche Zeichnungen helfen beim technischen Verständnis des jeweils beschriebenen Eisens. – (10.) Marie-Thérèse C a m macht in „*Manus veterinarii*. La réduction des luxations dans les traités vétérinaires antiques“ (183–204) das Skelett des Pferdes zum Thema: Im Unterschied zur Humanmedizin gibt es keine Spezialabhandlung zur Osteopathie, sondern nur einzelne Abschnitte in den veterinärmedizinischen Traktaten; Vegetius entscheidet sich für das bewährte Modell *a capite ad calcem*. Eine Gegenüberstellung der griechischen und lateinischen Texte zeigt eine Abnahme des Fachwissens, aber einen Zuwachs an praktischer Methodik, die C. von der Diagnose bis zur Therapie detailliert vorstellt. Die Verf. gibt einen sehr guten Überblick über die einheitliche Wahl an Verben für Luxationen (*icere* bzw. *emovere*). Anatomische Übersichtsskizzen und schematische Darstellungen von Maschinen, die man zum Einrenken verwendete, erleichtern das Verständnis der vorgestellten Texte, die eine feste Verankerung im bäuerlichen Alltag haben.

„Dati archeologici“: (11.) Enrico L e o n e wendet sich in seinem mit zahlreichen Illustrationen und Fotos versehenen Beitrag „La chiave del cavallo“ (207–223) der physischen und psychischen Unterordnung des Pferdes zu. Die Trense und das Maul des Pferdes werden unter Bezugnahme auf Benjamin Latchford mit Schlüssel und Schloss parallelisiert. L. bezeichnet die (gepflegte) Mundhöhle als entscheidende Schnittstelle der Kommunikation und schildert die Weiterentwicklung der Trense im Orient, im archaischen und im klassischen Griechenland. Die Annäherung an das komplexe Thema ist multidisziplinär, zumal manche Erkenntnisse der modernen Tiermedizin (z. B. die Extraktion von Zähnen, um Verletzungen vorzubeugen) bereits auf die Antike zurückgehen. Negative und positive Verstärkung hat sich ebenso erst entwickeln müssen wie das Verständnis für das Tier, wobei dem Pferd unter den Haustieren schon immer eine privilegierte Stellung zugekommen ist. Die Griechen haben aus einem reinen Kontrollinstrument für die ‚Maschine‘ Pferd ein Kommunikationsmittel entwickelt.

„Pratiche magiche e religiose e la veterinaria medievale“: (12.) Arsenio Ferraces R o d r í g u e z arbeitet in „Dos retractaciones inéditas del *De taxone*“ (227–242) die Unterschiede zwischen zwei Handschriftengruppen heraus und erkennt nur in einer eine starke Durchdringung mit christlichem Gedankengut. – (13.) Maria Rosaria P e t r i n g a schildert in „Il *De mortibus boum* di Endelechius“ (243–258), wie perfekt sich Endelechius in die Tradition der christlichen Autoren des 2. bis 5. Jh. einfügt, die human- und veterinärmedizinisches Interesse entwickelten. Im Zentrum ihres Interesses stehen die literarischen Vorbilder des Endelechius und der große Stellenwert, der dem göttlichen Eingreifen zukommt. P. stellt zunächst Autor und Werk vor, um sich dann der dialogischen Struktur zuzuwenden: Sie sieht in *De mortibus boum* ein bukolisch-apologetisches Gedicht, das kombiniert ist mit religiöser Propaganda. Ein dichtes intertextuelles Netz („Gattungskreuzung“ nach Kurt S m o l a k) umgreift Vergil, Ovid, Lukrez, fachliterarische Autoren und die Bibel. Inhaltlich zentral ist die Beschreibung verschiedener Rinder, die Opfer der Seuche werden, und die menschliche Ohnmacht angesichts des drastischen Krankheitsverlaufs. Ein besonders mitleiderregendes Beispiel ist das einer Kuh, die ihr enträffetes Kalb mit einer zusätzlichen Portion Muttermilch retten will und dadurch tödlich kontaminiert. Erst das Kreuzzeichen auf der Stirn der Tiere bringt die Rettung: Veterinärmedizin, Volksmedizin, Religion und eine Fülle topischer Motive stehen gleichberechtigt nebeneinander in dem poetisch-lehrhaften Gedicht, das die Botschaft vermittelt, dass der Mensch die Natur nicht beherrschen kann, sondern nur Gott. – (14.) Stavros L a z a r i s weist in „*Considérations sur l’apparition du fer à clous: contribution à l’histoire du cheval dans l’Antiquité tardive*“ (259–291) darauf hin, dass man gewöhnlich davon ausgeht, dass die Energie des Pferdes erst ab dem Mittelalter voll genützt wurde. Bereits in der (Spät-)Antike war aber klar, dass beschlagene Pferde größere Lasten tragen können als Rinder. (G. C a r n a t hat die Erfindung des Hufeisens auf eine ähnliche Stufe der technischen Revolution gestellt wie die Dampfmaschine und die Elektrizität.) Der reich bebilderte Beitrag zeigt die Entwicklung von der Pferdesandale zum Hufeisen und stellt den orientalischen Typ dem okzidental gegenüber. Es gibt Belege aus der altgriechischen Literatur, dass ursprünglich Pferde mit harten Hufen bevorzugt wurden und man Salben, Tinkturen und Sandalen zur Unterstützung verwendete. Das Hufeisen dürfte sich aus einem von Menschen eingesetzten Steigeisen bei Eis entwickelt haben: In Frankreich, Belgien, Deutschland und der Schweiz gibt es zahlreiche Funde. L. erläutert alle Theorien zum tatsächlichen Zeitpunkt der Entwicklung des Hufeisens; der Zeitraum spannt sich von der Antike bis ins Mittelalter. Anhand der exakten Analyse eines in dieser Hinsicht bislang unbeachteten byzantinischen Traktats (*De re strategica*) aus dem 6. Jh. kann L. wahrscheinlich machen, dass auch in den orientalischen Provinzen bereits zwischen dem 4. und 5. Jh. Hufeisen im Einsatz waren. Damit tritt er der verbreiteten Ansicht entgegen, dass die Spätantike technischen Innovationen gegenüber nicht aufgeschlossen war. – (15.) Veronika G o e b e l und Martin H e i d e beschäftigen sich mit „Transmission of Greek and Arabic veterinary literature“ (293–307). Zwischen dem 5. und 15. Jh. ist ein deutlicher Anstieg an arabischen Publikationen zur Reitkunst, zur Pferdewissenschaft und zur Veterinärmedizin zu verzeichnen; üblicherweise deckten die Abhandlungen das gesamte Wissen um das Pferd ab. Einer der ältesten und wirkungsstärksten Texte, dem eine Schlüsselposition in der Vermittlung der griechischen Hippatrika in die arabische Literatur zukommt, stammt aus dem 9. Jh.; Handschriften vom 13. bis zum 18. Jh. sind erhalten. Die Verf. zeichnen den Aufbau der Werke detailliert nach und streichen den Praxisbezug in den therapeutischen Abschnitten hervor: Die Säftelehre tritt stark in den Hintergrund, da sie für den unmittelbar in der Behandlungssituation stehenden Veterinär keine Priorität hat. Der verstärkte Einsatz illustrativer Vergleiche erhärtet diesen Eindruck. Der Aufbau der Rezepte ist traditionell, die Ingredienzen sind nur z. T. spezifisch orientalisches; der heilende Charakter bestimmter Inhaltsstoffe ent-

spricht nicht selten dem modernen state of the art. Für jede Krankheit werden verschiedene, teilweise komplementäre Maßnahmen vorgeschlagen, jeweils bei leichte(re)n Fällen beginnend und bei schwerwiegenden endend. Es entsprach der bisherigen communis opinio, in den spätantiken griechischen Texten aus dem Corpus hippiatricorum Graecorum die Grundlage der Frühphase der entsprechenden arabischen Texte zu sehen. Die Theomnest-Übersetzung ins Arabische wurde als Ausgangspunkt gesehen. Die Verf. gehen jedoch davon aus, dass die arabischen Manuskripte auf einer griechischen Kompilation fußen, da es Bezüge auf mehrere Autoren, nicht nur auf Theomnestos gibt, darunter auch wörtliche Zitate aus Apsyrtos. Auch zahlreiche Parallelen zu den Hippiatrika sind vorhanden, allerdings nicht gleichmäßig über das ganze Werk verteilt: Die Spannweite reicht von wörtlichen Zitaten über inhaltliche Übereinstimmungen bis zu strukturellen Parallelen. Eine gravierende Abweichung von den Hippiatrika und dem arabischen Theomnestos liegt darin, dass Erkrankungen und Heilmethoden stets getrennt voneinander präsentiert werden. Weiters sind nicht alle Rezepte an derselben Stelle eingefügt, sondern nach individueller Entscheidung des Autors dort, wo sie sich am besten integrieren lassen. Analog zu den Hippiatrika sind manche Rezepte auch mehr als einmal erwähnt, wobei die erste Nennung stets weniger elaboriert ist als die zweite und auch Überarbeitungs- und Glättungsspuren deutlich erkennbar sind. Die Summe aller Übereinstimmungen, aber auch die inhaltlichen, strukturellen und formalen Unterschiede machen eine Basierung auf einer früheren Sammlung griechischer Texte zur Pferdeheilkunde wahrscheinlich. In drei Handschriften finden sich in Titel und Kolophon zusätzlich Bezüge auf Texte indischer Provenienz und generell in den pferdewissenschaftlichen Teilen der meisten Manuskripte. Wenn auch ein Drittel des Textes Ähnlichkeiten zum arabischen Theomnestos bzw. zu den Hippiatrika aufweist, sind Überarbeitungen, Anpassungen an die Erfordernisse der Praxis durch einen erfahrenen Autor und Verbindungen durch Rück- und Querverweise erkennbar. Der Autor ist Pferdeexperte; er verwendet griechische Terminologie und genuin arabische Bezeichnungen und übernimmt Therapien aus der Humanmedizin. Die zahlreichen Handschriften zeugen von der großen Wirkungsmacht ebenso wie die ausgedehnten Zitate in späterer arabischer Fachliteratur. Der Einfluss auf die europäische veterinärmedizinische Tradition ist im Unterschied zur Humanmedizin allerdings gering, wenngleich es, v. a. in Süditalien, berühmte Übersetzungen aus dem Arabischen gab. – (16.) Martina H u r l e r behandelt in „The veterinary treatise of Magister Maurus contained in cod. Harleian 3772 (British Library)“ (309–321) Transkription, Übersetzung und veterinärmedizinisch-historische Bewertung des mittelalterlichen pferdemedizinischen Traktats des Magister Maurus, des zweiten Teils des cod. Harleian 3772, in dem fünf Texte zur Pferdemedizin von zwei Kopisten aus dem 13./14. Jh. vereint sind. H. stellt die Struktur vor und fügt illustrative Zitate (incl. Übersetzung) ein, wodurch sie u. a. zeigen kann, dass im Unterschied zu Jordanus Ruffus, dessen Traktat als erster im Codex steht, die Betäubung vor chirurgischen Eingriffen empfohlen wird. Generell rät der Magister Maurus verstärkt zu diätologischen Maßnahmen. Die Abhandlung ist in mittelalterlichem Latein geschrieben; italienische Einflüsse sind ebenso nachzuweisen wie griechische und arabische Termini. Der Autor scheint über entwickelte anatomische Kenntnisse zu verfügen; die Säftelehre stellt der Magister Maurus differenzierter dar als Ruffus, der mehr Krankheiten, aber mit Konzentration auf andere Körperregionen, beschreibt. Das Fehlen gängiger Themen wie Husten oder Fieber lässt darauf schließen, dass der Text des Maurus möglicherweise unvollständig ist. In den letzten Jahrhunderten hat man den Autor für einen Stallmeister aus Köln gehalten, der 1316 gemeinsam mit dem Zyprioten Magister Maurus Graecus eine pferdewissenschaftliche Arbeit geschrieben hat. (Nur P. Delprato [1865] konstatierte keine Personalunion zwischen dem Magister Maurus Thedescus und dem Magister Maurus, blieb aber Begründungen schuldig.) Zunächst stellt H. die dem Magister Maurus zugeschriebenen Traktate zusammen (313), kann durch einen Vergleich dreier

repräsentativer Kapitel nachweisen, dass es sich tatsächlich um unterschiedliche Personen handelt, und schließlich zeigen, dass der Einfluss des Magister Maurus auf spätere Literatur (Theodorich, Bonifacius, Rusius) nicht zu unterschätzen ist. Ein Schema möglicher Interdependenzen (317) erleichtert das Nachvollziehen der z. T. diffizilen chronologischen Argumentation. H. hält Maurus für nahezu zeitgleich mit oder geringfügig später als Ruffus, geht von 1298 als terminus ante quem und den 1250er Jahren als terminus post quem aus und stellt ihn in die Tradition der Schule von Salerno. Dafür spricht nicht zuletzt der wichtige Rang, den er der Säftelehre einräumt, und die diesbezügliche humanmedizinische Abhandlung eines (oder des?) Magister Maurus aus Salerno. Während der Periode der Stallmeister (ca. 1250–1762) war sein Werk ebenso wichtig wie das des Jordanus Ruffus; diese beiden Autoren sind es auch, die zu den Begründern der europäischen Pferdemedizin zählen. – (17.) Marcello Aprile bezeichnet in „L’ippiatra fra l’Antichità e il Medio Evo. La trasmissione dei testi“ (323–388) die Pferdemedizin als wichtige Subgattung der Tiermedizin in der romanischen Literatur – neben Traktaten über den Hund und den Falken. Er beginnt mit einem ausführlichen Forschungsbericht und stellt eine umfangreiche Bibliographie ans Ende seines in mehrere Unterkapitel gegliederten Beitrags, der zeigen soll, wie man die Veterinärmedizin verstärkt ins Zentrum des Interesses rücken kann: Am Anfang steht ein Befund über die Editionssituation und eine Klassifikation der Handschriften, wobei A. lange Listen von Manuskripten beisteuert. Jordanus Ruffus steht im Mittelteil der Studie im Zentrum, gefolgt von anderen Übersetzungen in die Nationalsprachen. Desiderata wären mehr Übersetzungen veterinärmedizinischer Literatur, interpretatorische und sprachliche Detailanalysen und Neueditionen – die Fülle der aufgelisteten Handschriften sollte das hinreichend argumentieren. – Auch bei (18.) Sandro Bertelli steht in „La Mascalca di Giordano Ruffo nei più antichi manoscritti in volgare conservati a Firenze“ (389–427) der einflussreiche Jordanus Ruffus im Mittelpunkt. Der überwiegende Teil des Beitrags ist der Beschreibung der Florentiner Handschriften gewidmet. B. stellt die Werkstruktur vor und parallelisiert Makrostruktur und Mikrokosmos der Kapiteleinteilung in den einzelnen handschriftlichen Zeugnissen. – (19.) Alessandra Coco stellt in „Il trattato in volgare dello Pseudo-Aristotele“ (429–470) zunächst das anonyme, in fünf Handschriften überlieferte Werk und seine Redaktionsstufen vor. Sie erstellt ein Stemma (438), ermöglicht dem Leser durch zahlreiche Originalzitate einen guten Einblick in die Schrift und wendet sich den möglichen Quellen zu, wobei sie zunächst Ps.-Aristoteles die Epitome latina Hippiatrica gegenübergestellt und textkritische Probleme bespricht; dasselbe wiederholt C. für Bonifacius und kommt zu dem Schluss, dass die Quellenfrage – nicht zuletzt wegen des Einbezugs mehrerer Sprachen – noch offen ist. – (20.) Antonio Montinaro stellt mit „Un volgarizzamento inedito da Giordano Ruffo: Cola de Jennaro, Della natura del cavallo e sua nascita (Tunisi, 1479)“ (471–530) einen im cod. Vat. Lat. 10001, einem codex unicus, überlieferten Traktat en détail vor und bemüht sich besonders um die Quellenanalyse.

„Appendice“: (21.) Paola Radici Colace berichtet in „La Veterinaria nel Progetto «Dizionario della Scienza e della Tecnica in Grecia e a Roma. Autori e testi, Realien, saperi alle radici della cultura europea»“ (533–543) über die Einbettung der Veterinärmedizin in das fachsprachliche Wörterbuch, das von vier Forschungseinrichtungen vorangetrieben wird und folgende Disziplinen erfasst: Landwirtschaft, Landvermessung, Architektur, Astronomie und Astrologie, Botanik, Kosmologie, Recht, Pharmakologie, Physik, Mathematik, Medizin, Musik, Optik, Veterinärmedizin und Zoologie. Die Veterinärmedizin wird in zehn Bereiche unterteilt: Wesen der Veterinär- oder Pferdemedizin, tierische Erkrankungen, Abweichungen von der Norm, Sprache des Schmerzes, Krankheitsstufen, Anatomie, veterinärmedizinische Methoden, Haltung und Domestizierung von Tieren, Chirurgie und Pharmakotherapie. In einem weiteren Arbeitsschritt soll die griechische Terminologie hinzugesetzt werden. Dem

Wesen des Beitrags als eines Werkstattberichts entsprechend, besteht der überwiegende Teil des Artikels aus übersichtlichen thematischen Listen zu den einzelnen Themenfeldern, die systematisch mit den entsprechenden Inhalten gefüllt werden sollen.

Trotz seines hohen Spezialisierungsgrades eignet sich der Band auch für Leser, die keine Fachliteraturspezialisten sind, da die Beiträge Methodenbewusstsein und einen beträchtlichen Grad an erfolgreicher Interdisziplinarität aufweisen: Der Band ist ein beeindruckendes Stück Wissenschaftsgeschichte; auf eine Fortsetzung, die vielleicht auch den ‚Sprung‘ in die Neuzeit wagt, darf man – wenige Monate nach der institutionalisierten Zusammenarbeit der Universität Wien, der Medizinischen Universität Wien und der Veterinärmedizinischen Universität Wien im Messerli-Institut für Mensch-Tier-Beziehung – gespannt sein.

Sonja M. Schreiner

Ianus Dousa. Neulateinischer Dichter und Klassischer Philologe. Hrsg. von Eckard Lefèvre-Eckart Schäfer. Tübingen: Gunter Narr Verlag 2009. 360 S. (NeoLatina. 17.) ISSN 1615-7133 ISBN 978-3-8233-6525-9

Der Sammelband vereinigt in sieben Großabschnitten 18 Beiträge, die aus dem 2008 Janus Dousa (1545–1604) gewidmeten 10. Freiburger Neulateinischen Symposium hervorgegangen sind.

(1.) Dousas frühes Dichten: Beate Czaplá widmet sich im Gegensatz zu allen anderen BeiträgerInnen in „Synästhetische Liebes- und Todesdarstellungen: Janus Dousas lateinische Übersetzungen von Epigrammen der *Anthologia Planudea* und Bions *Klage um Adonis*“ (11–25) nicht dem vielgestaltigen und umfangreichen lateinischen Œuvre D.s, sondern seiner überschaubaren Menge an Übertragungen aus dem Griechischen – mit einem eindeutigen Schwerpunkt auf der Kussdichtung. Die detailverliebte Darstellungsweise der Verf. ermöglicht jedem/r LeserIn einen plastischen Eindruck von den besprochenen Texten – auch in den Partien, in denen kein Text mitabgedruckt ist. – Ulrike Auhagen bespricht in „*Ad Stellam et Philastrum amantes* (Epigr. 2,53) – Janus Dousa, Catull und Martial“ (27–37) ein 14 Elfsilbler umfassendes und auf gekonnter Antikerezeption basierendes Liebesgedicht. Die Verf. arbeitet die sprachlichen Besonderheiten heraus, mit denen D. die inhaltliche Aussage formal stützt. In noch höherem Ausmaß gilt das für die intertextuellen Querbezüge zu antiken Vorlagen und die Verbreitung zahlreicher Motive in der neulateinischen (Liebes-)Dichtung, wobei D. neben technischer Präzision stets ein recht hohes Maß an Eigenständigkeit zu bescheinigen ist. Auhagen beschließt ihren kurzweiligen und mit erkennbarer Verve verfassten Beitrag mit einem fast zeitgleichen englischen Parallelbeispiel, Sir Philip Sidneys (1554–1586) Sonettensammlung *Astrophil and Stella*. Aus der ähnlichen Namenswahl für die beiden Liebenden leitet sie, nicht zuletzt wegen des langjährigen und intensiven Kontakts zwischen den beiden Männern, die Möglichkeit der literarischen Beeinflussung Sidneys durch D. ab. Richtig und wichtig ist die abschließende Feststellung, dass es für die eindrückliche Wirkung des Epigramms bestenfalls von sekundärer Bedeutung ist, ob sich hinter Stella und Philaster reale Personen verbergen. – Christian Orth konzentriert sich in „Dousa und Properz – Beobachtungen zu Imitatio und Versbau in den *Elegiae iuveniles*“ (39–48) auf D.s ursprünglich *Cupidines* betitelte Jugendelegien. Orth will einen „Blick in die ‚Werkstatt‘ des Dichters“ (40) geben, indem er sprachliche, motivische und metrische Bezüge auf Properz herausarbeitet, wobei er in D.s „Rezeptionshaltung“ (40) zwar eine Art handwerklicher Verarbeitung properzischer Versatzstücke zu erkennen glaubt, dem jungen Dichter aber durchaus Selbstbewusstsein attestiert, da er mehrfach nachgerade zum „Vergleich mit den bearbeiteten Vorbildtexten“ (40) einlädt. Zur Mehrzahl der Parallelen bemerkt Orth, dass „entweder ein

übernommenes Gerüst mit neuem Inhalt gefüllt wird, oder aber ein übernommener Gedanke durch geschickte Verschiebungen und Ersetzungen in einen neuen syntaktischen Kontext gerückt wird.“ (44). Die metrischen Unterschiede zwischen Properz und D. exemplifiziert der Verf. aufgrund der gegenüber dem Hexameter eingeschränkten Variationsmöglichkeiten des Pentameters. Über bloße Statistik kommt er durch einen Vergleich mit anderen Dichtern hinaus – konkret mit Ovid und Johannes Secundus. Neben der literarischen Ebene macht O r t h seine Beobachtungen philologisch fruchtbar, indem er einen Konnex zu D.s Arbeit am Properztext herstellt und nachweist, dass D.s eigene Versproduktion Auswirkungen auf seine Konjunkturalkritik hatte. – Eckard L e f è v r e unterzieht in „Janus Dousa der Ältere und Horaz. Drei Oden“ (49–68) die Oden 1, 12 und 14 aus D.s posthum von P. Scriverius edierter Odensammlung einer näheren Betrachtung. Inhaltlich und metrisch sind deutliche Bezugspunkte zu Horaz gegeben. Verdienstvoll ist, dass alle drei Oden im Volltext abgedruckt sind, wodurch dem/r LeserIn L e f è v r e s differenzierte Argumentation und permanente Auswertung von Vorbildstellen in allen Punkten nachvollziehbar werden. In überzeugender Art und Weise streicht der Verf. die hohe Qualität von D.s elaborierter Allusionstechnik heraus und konstatiert (67): „Dieses überlegene Spiel gehört zu dem Vorgehen der Humanisten, für die nichts leichter wäre, als denselben Inhalt mit eigenen Worten zu formulieren. In ihren Augen verlöre er damit aber an Glanz.“ – Roswitha S i m o n s stellt in „Ein humanistischer Plagiatstreit und seine Inszenierung. Zu Gestalt und Funktion der ersten beiden Satiren Janus Dousas“ (69–92) etwas ins Zentrum ihrer Analyse, das WissenschaftlerInnen zu allen Zeiten als eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen unterstellt wurde: die gelehrte Fehde oder der Gelehrtenstreit – im speziellen Fall als Folge der Nachlassverwaltung. Der jung verstorbene Lucas Fruterius hatte Obertus Giphanius seine Schriften anvertraut: D. und andere warfen Giphanius nun vor, ein Plagiator zu sein und die Werke des Toten als seine eigenen zu publizieren. Die Auseinandersetzung fand literarischen Niederschlag in zwei sehr unterschiedlichen Satiren D.s. S i m o n s fragt in ihrem Beitrag nach deren Funktion, „sowohl innerhalb des Konfliktes als auch für die Selbstinszenierung Dousas als Dichter und Humanist.“ (70). Satire 2 beleuchtet die Ereignisse aus D.s Sicht; Ähnlichkeiten zu Horaz und Martial werden penibel herausgearbeitet und in Bezug zu den Vorgängen in D.s Gegenwart gesetzt, wodurch ein lebendiges Sittengemälde entsteht: D. stilisiert sich zum „tatkräftigen und furchtlosen Retter des Freundes bzw. dessen geistigen Erbes und als überlegen-rationalen Widerpart zu Giphanius, den er als einen von niederen Leidenschaften getriebenen, rasenden Bösewicht zeichnet.“ (76). Im Vergleich mit weiteren Gedichten D.s schildert die Verf. die zunehmende Literarisierung des Konflikts, an deren Ende Satire 1 steht. Ein humanistischer Literat ist „wesentlich durch die Fähigkeit definiert, literarische *iocī* in ihrer Komplexität zu erkennen und zu goutieren, um schließlich in gemeinsames Gelächter über die Außenseiter einzustimmen.“ (84/85). Satire 1 ist in diesem Zusammenhang zu sehen (85): „Durchgängig lässt sich beobachten, dass Dousa bestrebt ist, Fannius zu einem seit der Antike wiederkehrenden, die Verkommenheit der Zeit repräsentierenden und daher nicht tolerierbaren Typus zu stilisieren. Auffallendstes Kennzeichen der ersten Satire ist, dass sie von einem dichten Netz antiker Zitate überzogen ist. Es gibt kaum einen Vers, der nicht auf eine antike Quelle anspielt.“ S i m o n s arbeitet zahlreiche Übereinstimmungen mit römischen Programmgedichten (nicht nur Programmsatiren) heraus; D. selbst schreibt mit Satire 1 eine Programmsatire und ordnet sich damit in eine lange Traditionslinie ein (90/91): „Mit der ersten Satire setzt sich Dousa von der umstrittenen persönlichen Polemik seiner zweiten Satire ab, jedoch nicht, um sich vollständig von ihr zu distanzieren, sondern um sie als eine Form der Satire neben anderen zu erweisen und zu rechtfertigen. Innerhalb der ersten Satire stellt er seine Fähigkeit unter Beweis, satirische Dichtung verschiedener Ausprägungen nach antiken Vorbildern zu verfassen [...]. Dousa selbst beschreibt – im Einklang mit einer ausgeprägten humanistischen

Streitkultur – den Kampf gegen und das Lachen über einen gemeinsamen Gegner in Verbindung mit der Freude an geistreicher Dichtung als gemeinschaftsstiftende Bedingungen seiner *sodalitas*.“

(2.) Dousa, Staatsmann und Poet: Gesine Manuwald erweitert in „Klassische Dichtung als politisches Instrument. Zu Janus Dousa, *Nova Poemata*, Od. 3,2“ (93–111) das Spektrum von D. als Literat auf D. als Politiker. Besonders interessiert sie der literarische Niederschlag seiner politischen Missionen und die Nutzbarmachung antiker Vorlagen am Beispiel der an Elizabeth I. gerichteten Ode 3,2. M. hat sich – trotz des Abdrucks der 37 alkäische Strophen umfassenden und keineswegs allgemein bekannten Ode im Anhang – dafür entschieden, dem Leser den Text nach einer knappen Inhaltsübersicht und dem Versuch einer Gliederung mittels breiter Paraphrase und stupender Kenntnis möglicher Bezugstexte näherzubringen. Unter ständigem Rückgriff auf Horaz arbeitet die Verf. die unterschiedlich starke Durchdringung mit antiken Textelementen systematisch ab; der Behandlung von Topoi jedweder Art wird nicht immer das richtige Gewicht beigemessen, und auch über das abschließende Urteil lässt sich diskutieren, da es der aemulierenden *imitatio*, wenngleich sie für D. ein entscheidendes Kriterium war, zuviel und der dichterischen Autarkie zuwenig Platz einräumt (105/106): „Das Entscheidende für die Wirkung der Ode und damit auch für das Wachhalten des Interesses der humanistisch gebildeten Königin sind die Anbindungen an antike Textstellen.“ (Vgl. dazu Jan Bloemendals Aussage, aus der deutlich wird, dass er D.s Dichtung mehr Eigenständigkeit und Gewandtheit zuschreibt [166]: „Des Weiteren ist Dousa, in seiner volkssprachlichen wie in seiner lateinischen Dichtung, um einen Ausdruck von Heesakkers zu benutzen, „totus in imitatione“: wie die anderen Schriftsteller seiner Zeit ahmt er sowohl die antiken Autoren als auch seine Neulatein schreibenden Kollegen nach.“) – Chris L. Heesakkers grundlegender Beitrag „*Militia aequae ac scriptis illustris*: Dousas *Nova poemata* 1575“ (113–138) ist eine profunde Einführung in D.s *Nova Poemata* und deren Entstehungshintergrund. Der Lesefluss der Darstellung wird nur an wenigen Stellen durch den Einschub von Texten unterbrochen; in den meisten Fällen sind die Texte, auf die der Verf. Bezug nimmt, in den Fußnoten abgedruckt und eröffnen dem Leser die Möglichkeit zu selbstständiger Vertiefung. Einige kleinere redaktionelle Glättungen hätte das (im Gegensatz zum Verf. deutschsprachige) Herausgeberduo vornehmen können; vielleicht wäre der Aufsatz dann aber auch um ein paar charmante Formulierungen ärmer geworden.

(3.) Dousa als Philologe: Gérard Freyburger widmet sich in „Le commentaire de l'*Amphitryon* de Plaute par Janus Dousa“ (139–147) dem Philologen D. und den zehn Problemfeldern der plautinischen Sprache, denen sich D. in Kapitel 1 des ersten Buches – der Erklärung des Amphitruo-Prologs – seines Kommentars *Centurionatus sive Plautinarum explanationum libri IV* zuwendet. Freyburger kann an diesem exemplarischen Ausschnitt zeigen, dass D. sich keinem Spezialbereich der Philologie (Semantik, Morphologie, Phonetik, Syntax, Stilistik, Interpretation, Konjekturenkritik und Edition) verschloss, die Diskussion mit Fachkollegen nicht scheute, sich als guter Philologe mit einer soliden „connaissance de la grammaire latine“ (146) erwies und ein feines Gespür im Umgang mit Paralleltexten zeigte, weswegen man seinen Kommentar „avec plaisir“ (146) zur Hand nimmt. – Florian Hurka leistet in „Janus Dousas *Centurionatus* am Beispiel von Plautus' *Asinaria*“ (149–158) Ähnliches für ein ganzes Plautus-Stück und schreibt zusätzlich ein Kapitel Wissenschaftsgeschichte, indem er den Stellenwert der Arbeit an Plautus durch Dousa Vater und Sohn synchron und diachron zu beleuchten bestrebt ist, wobei er hohe Qualität konstatiert, wenn D. „auf fester Basis des vorliegenden Textes seine Kenntnisse und Interessen ausspielt“ (156). Dienen ihm aber Textpassagen als Ausgangspunkt für weiterführende Beobachtungen, verliert er gerne den eigentlichen Fokus und erzielt „gelehrte und raffinierte, selten aber plausibel [sic!] oder wahrscheinliche Lösungen“ (156).

(4.) Dousa als niederländischer Dichter und Geschichtsschreiber: Jan B l o e m e n d a l untersucht in „Janus Dousa als niederländischer Dichter“ (159–171) eine eher unbekanntere Seite von D.s Œuvre: die Gedichte in seiner Muttersprache. B. ist um eine durchaus kritische Neubewertung bemüht, da man den niederländischen Gedichten die längste Zeit jeden künstlerischen Wert absprach. Er kann zeigen, dass ihnen allein schon deswegen Bedeutung zukommt, weil D. – wie im Übrigen auch Daniel Heinsius und Hugo Grotius – damit einen aktiven Beitrag leisten wollte, um „die niederländische Sprache zu bereichern“ (169). Dem unmittelbaren Vergleich mit der zeitgenössischen niederländischen Dichtung halten D.s Gedichte gleichfalls stand. Der Verf. versteht seinen Beitrag als Anstoß zu weiterer Beschäftigung mit diesem ‚Stiefkind‘ der Forschung. – Guillaume v a n G e m e r t entwickelt in „*Rudes tamen plaerique ipsorum in narrationibus atque incompositi ...* – Dousa und die Geschichtsschreibung Hollands“ (173–188) vor der Folie der politischen und gesellschaftlichen Realität im Holland des 16. Jh. D.s Stellenwert für die niederländische Geschichtsschreibung. Primär geht v a n G e m e r t der Frage nach, weswegen D. „entgegen dem ausdrücklichen Wunsch der Staaten eine versifizierte Fassung der *Annales* vorlegte und ob dabei womöglich die Neuausrichtung der holländischen Geschichtsschreibung am Batavermythus eine Rolle spielte“ (177). Lange Textpassagen ermöglichen dem Leser ein selbstständiges (Stil-)Urteil, zumal D. in seiner 434 Alexandriner langen Vorrede zu Melis Stokes Reimchronik neben der Wahrheit als oberstem Prinzip für den Historiker auch einen ansprechenden Stil einfordert, um das Interesse des Lesers nicht erlahmen zu lassen. Der Verf. kann zeigen, dass D. ein holländischer Vergil sein wollte; seine *Annales* sollten ein „holländisches Nationalepos im Geiste von Vergils Aeneis werden, zumal der Dichter der Versfassung der *Annales* sich als Kündler jener höheren Wahrheit verstand, die der (National-)Mythos legitimieren sollte.“ (188). – Der vor wenigen Monaten viel zu früh verstorbene Paul Gerhard S c h m i d t unternimmt in „Janus Dousa, *Annales Hollandiae* – Dichtung oder Geschichtswerk?“ (189–196) den Versuch zu entscheiden, ob D. als Autor der *Annales Hollandiae* als Historiograph und/oder als Dichter zu bezeichnen ist. Vor ihm haben bereits Scaliger und Grotius diese Frage zu beantworten versucht, was es dem Verf. ermöglicht, auch sie einer Neubewertung zu unterziehen. S c h m i d t unterscheidet zwischen den „Vers- und Prosaannalen“ (189), deren Publikation zwei Jahre auseinander liegt. Warum sich D. für Distichen und gegen den Hexameter entschied, vermag auch S c h m i d t nicht zu beantworten, da eine umfassende Untersuchung über die neulateinische Epik Hollands noch ein Forschungsdesiderat darstellt. Der Verf. wertet (194): „Trotz der Beschwörung großer Dichternamen weisen Dousas Versannalen einen nur geringen Einfluß Vergils oder Ovids auf. [...] Ja, man hat den Eindruck, als sei Dousa bemüht gewesen, eigene Formulierungen zu finden und den Eindruck zu vermeiden, als wolle er einen Cento verfassen. Abweichungen von der Prosavorlage und poetische Freiheiten erlaubt er sich nicht. [...] Wenn ich mir ein kritisches Urteil erlauben darf, so verlocken die Versannalen nicht dazu, die Dichtung in ihrem ganzen Umfang vom Anfang zum Ende durchzulesen. Wer an der historischen Darstellung der Geschichte Hollands vom 9. bis zum 13. Jhdt. interessiert ist, tut besser daran, nur die Prosaannalen in die Hand zu nehmen.“ Doppelfassungen (*opera gemina* bzw. *geminata*) haben seit der Spätantike Tradition; die Reihenfolge ist nicht festgelegt. S c h m i d t hält D. für einen Historiker, nicht aber für einen Dichter.

(5.) Rezeption in Deutschland: Ferdinand S t ü r n e r beschäftigt sich in „Eine Festschrift für Dousa: Iohannes Posthius' Sammlung der *Encomia Dousana*“ (197–211) nicht mit D. als Literat, sondern mit Literatur über ihn. Der Verf. stellt die *Encomia Dousana* vor, eine 1587 in Heidelberg von Iohannes Posthius herausgegebene Festschrift mit lateinischen und griechischen Gedichten von Paulus Melissus Schede, Henricus Smetius, Hieronymus Commelinus, Richard Hemelius, Simon Stenius, Johann Lauterbach, Pascasius Brismannus und Nicolaus

Reusner. Anlass für die Publikation war das Erscheinen von D.s *Epodon libri*. Aus Platzgründen kann der Verf. auf mehrere prominente Beiträger (Nathan Chytraeus, Franciscus Modius, Ianus Gruter) nicht näher eingehen, bietet aber eine komplette Liste aller Dichter, die mit einem oder mehreren Gedichten in der Sammlung vertreten sind (200 Anm. 12). An das Ende seiner Darstellung stellt Stürner die drei Abschlussgedichte des Herausgebers Posthius und einen Ausblick auf D.s Wirkungsmacht – nicht zuletzt für die volkssprachliche deutsche Literatur. – Eckart Schäfer widmet sich in „Die Freundschaft zwischen Ianus Dousa und Paulus Melissus“ (213–253) den Gedichten, die die beiden Männer aneinander richteten, wobei der Verf. einen deutlichen Schwerpunkt auf diejenigen D.s legt, reichlich Texte abdruckt und die Vielfalt der traktierten Gattungen thematisiert. Um aber darstellungstechnisch das Gleichgewicht zwischen D. und Melissus zu wahren, gibt Schäfer eine komplette Übersicht der Gedichte des Melissus an Dousa Vater und Sohn (249). Der Aufsatz hat auch deswegen besonderen Wert, weil der Verf. einen umfassenden Einblick in die gelehrten Netzwerke der Zeit gibt und aufzeigt, nach welchen Mechanismen die *scientific community* im 16. Jh. funktioniert.

(6.) Lebensbild: Eckard Lefèvre behandelt in „Daniel Heinsius’ *Manes Dousici*“ (255–302) den Zyklus von 21 Trauergedichten, den Heinsius für den Älteren Dousa schrieb. Es handelt sich um den ersten von drei Zyklen auf das Ableben berühmter Humanisten; auf die *Manes Dousici* folgten die *Manes Lipsiani* und die *Manes Scaligeri*. Jedes der 21 Gedichte ist im lateinischen – und in einem Fall (Nr. 12) griechischen – Original nebst deutscher Übersetzung abgedruckt. Der vielseitige D. wird in vielfältiger Weise gepriesen; das Schlussgedicht Nr. 21 nimmt eine Sonderstellung ein, da Heinsius die offiziellen Trauerfeierlichkeiten unverhohlen kritisiert und seine eigene Würdigung gezielt absetzt.

(7.) Dousas Söhne: Stefan Fallér wendet sich in „Der *Rerum caelestium liber primus* des Ianus Dousa filius“ (303–326) dem Werk des Jüngeren Dousa zu. Einleitend weist der Verf. darauf hin, dass es nur aus einem einzigen Buch besteht, wenngleich die Formulierung ‚*liber primus*‘ – streng grammatikalisch – eine umfangreichere Schrift suggeriert. Anderweitige Verpflichtungen (und ein unzeitiger Tod) dürften eine Fortsetzung verhindert haben. Nach einem wissenschaftshistorischen Überblick über andere astronomische Werke wendet sich der Verf. der Form und dem möglichen Aufbau kurz und dem Inhalt der *Res caelestes* ausführlich zu; unter Heranziehung zahlreicher Texte schließen sich zunächst lange und z. T. recht diffizile Überlegungen über die Ablöse des geozentrischen durch das heliozentrische Weltbild und ein kurzer Abschnitt über die Rezeption D.s an. Fallér schließt mit einer programmatischen Aussage (324): „Zugegebenermaßen eine eigenartige, aber immerhin eine in zwei Wissenschaften, der Philologie und der Astronomie, fassbare Nachwirkung eines Werkes, das nur zu einem Fünftel jemals das Licht einer Welt erblickte, die immer mehr aus dem Zentrum des Universums verbannt werden sollte.“ – Iris Hecckel widmet ihren Beitrag „Der zweite Feuerraub: Das Prometheusgedicht des jüngeren Janus Dousa und Schoonhovens *Adaptation*“ (327–340) einem der *Epigrammata quaedam Belgico idiomate* – in niederländischer Sprache. Sie konzentriert sich auf das Herausarbeiten der Parallelen zu einem evidenten (lateinischen) Prätext aus Janus Gruters *Harmosynes seu Ocellorum liber primus* und auf D.s Wirkung auf Floris van Schoonhovens (gleichfalls lateinischen) Posttext *Ad Lalagen. Carmen XI* aus der bukolischen Sammlung *Lalage sive Amores Pastorales*. Im Unterschied zu D. wird in Schoonhovens Gedicht die Leber, nicht das Herz des Prometheus angefressen, was die Verf. – gut antik – damit erklärt, dass Liebe bei D. „Herzenssache“ (334) ist, bei Schoonhoven aber „in erster Linie erotische Liebe“ (334). Hecckel kann nachweisen, dass die Geschichte von Prometheus in vielen Dingen nicht mit Liebesdichtung kompatibel ist, hat aber eine plausible Erklärung, warum ein begabter (und gelehrter) Dichter wie der Jüngere Dousa trotzdem immer wieder zu dieser Parallelisierung gegriffen hat; zum einen ist

die Bekanntheit des Mythos zu nennen (338): „Vor allem aber bietet der Prometheusmythos gleich zwei anschauliche und einprägsame Bilder, die, wenn sie auch nicht eins zu eins übertragbar sind, doch als Metaphern für wichtige menschliche Lebenserfahrungen dienen können – für die unaufhörlich am Herzen nagende Qual und die feurige, leidenschaftliche Liebe.“ – Reinhold F. G l e i würdigt in seinem Aufsatz „Lucilius Horatianus. Die Luciliusausgabe des Franciscus Dousa (1597) und die *Centones Luciliani*“ (341–358) den vierten Sohn D.s, Frans van der Does, und dessen Lucilius-Ausgabe. Schätzenswert ist eine tabellarische Übersicht über die Reihung der einzelnen Fragmente bei Dousa, Marx und Krenkel (347 und 357). Das Besondere an Dousas Lucilius-Edition sind die angehängten *Centones Luciliani*, womit „er den ganzen Lucilius wieder aufleben und so erst authentisch erlebbar werden lassen“ wollte (351). G l e i wählt den ersten (obszönen) Cento aus und kommentiert ihn. Abschließend konstatiert er den übermächtigen horazischen Einfluss auf D. und subsumiert durchaus pointiert (356): „Somit stehen wir vor dem paradoxen Befund, dass Dousa aus rein lucilischem Wort- und Versmaterial eine im Stil ganz und gar horazische Satire gemacht hat.“

Die überwiegende Mehrzahl der Beiträge wird von einem Literaturverzeichnis beschlossen, am Ende (359/360) des Bandes findet sich ein knappes, aber hilfreiches Stellen- und Namensverzeichnis. Das unbestreitbare Verdienst liegt in der umfassenden Würdigung eines der vielseitigsten niederländischen Humanisten, der ein Musterbeispiel für die erfolgreiche Verknüpfung philologischer Kompetenz und produktiver Umsetzung ist – und damit einen Gelehrtentypus porträtiert, der heute so gut wie vollständig verschwunden ist.

Sonja M. Schreiner

Isaac Newton. *El Templo de Salomón (Manuscrito Prolegomena ad Lexici Prophetici partem secundam)*. Edición Príncipe, traducción española y estudio (segunda edición crítica revisada y actualizada con nuevo estudio) a cargo de Ciriaca M o r a n o R o d r í g u e z. Madrid: Consejo Superior de Investigaciones Científicas 2009. LXXII, 149 S. (Colección Clásicos del Pensamiento.) NIPO 472-09-101-5 ISBN 978-84-00-08933-7

Im Prolog weist Luis Alberto de C u e n c a darauf hin, dass Isaac Newton eine beträchtliche Anzahl an unedierte Manuskripten – viele davon in lateinischer Sprache – hinterlassen hat, die aufgrund zahlreicher individueller Abkürzungen z. T. nur schwer lesbar sind. Dank des mit abgedruckten Faksimiles kann sich der Leser davon unschwer selbst ein Bild machen. Nicht wenige dieser Texte beschäftigen sich mit Theologie.

In der Einleitung zur hier im Zentrum stehenden 2. Auflage erhebt die Herausgeberin einen deutlichen Prioritätsanspruch, erläutert die Erfolgsgeschichte ihrer Erstedition des vorliegenden Textes 1996, die schon 1998 einen Reprint erforderlich machte, setzt dem interessierten Leser die vielschichtigen Gründe für die überarbeitete 2. Auflage auseinander – v. a. macht sie den wissenschaftlichen Fortschritt, aber auch die veränderte Wissenschaftslandschaft seit der Erstveröffentlichung geltend – und will schließlich die Herausgabe dieses Manuskripts als ersten Teil eines viel größer angelegten Editionsprojekts verstanden wissen, das sie – unter dem Titel ‚Edición crítica de textos inéditos de Isaac Newton en lengua latina‘ und gefördert vom Consejo Superior de Investigaciones Científicas (CSIC) – kurz vorstellt.

Im Jahre 1998 starteten Wissenschaftler am Londoner Imperial College parallel dazu das ‚Newton Project‘, das im Gegensatz zur traditionellen Distribution über den Buchmarkt, für den sich die Spanier entschieden hatten, auf die weltweite Verbreitung über das Internet

setzte. Seit 2000 gibt es eine florierende Kooperation zwischen den beiden Projektteams. Doch aufgrund einer Copyright-Verletzung durch eine dritte, nicht näher genannte Person, die M.s Text ohne Verweis auf ihre Edition ins Netz stellte, sahen sie und der CSIC sich veranlasst, das geistige Eigentum mittels vorliegender Edition dauerhaft zu schützen.

M. sieht in der Lektüre des Textes die Chance, eine neue, unitarische Sicht auf Newton als Wissenschaftler und Theologen entwickeln zu können. Aktuell weiß man von der Existenz von etwa 180, z. T. sehr umfangreichen und bisher unpublizierten Manuskripten, die aufgrund einer Versteigerung bei Sotheby's 1936 über die ganze Welt verstreut sind und über Jahrzehnte für die Forschung unzugänglich waren. Das hatte aber auch zur Folge, dass Newton während fast des gesamten 20. Jh. ausschließlich als Wissenschaftler, nie aber als Theologe wahrgenommen wurde, weswegen es nun mit jahrzehnte-, wenn nicht sogar mit jahrhundertelanger Verspätung die Frage nach der Vereinbarkeit von Naturwissenschaft und Religion zu beantworten gilt, die so freilich falsch gestellt ist: Im 17. Jh. gab es allein schon aufgrund des traditionellen Bildungsganges, den jeder (angehende) Gelehrte zu durchlaufen hatte, keine scharfe Trennlinie zwischen Naturphilosophie, aus der sich nach und nach die einzelnen naturwissenschaftlichen Disziplinen herauschälten, und der Theologie, zumal viele Naturwissenschaftler Geistliche waren. Entscheidend für Issac Newtons Theologieverständnis ist die Adaptierung seiner berühmten naturwissenschaftlich-naturphilosophischen Methode a posteriori auf die Bibelexegese, insbesondere auf die Interpretation von Prophetien, wodurch er sich deutlich von seinen Zeitgenossen abhebt. Hingegen sind methodische Berührungspunkte mit dem *Tractatus Theologico-politicus* seines Zeitgenossen Baruch Spinoza erkennbar.

Bereits vor Newton haben sich zahlreiche Gelehrte mit dem Tempel des Salomon beschäftigt, die *Morano Rodríguez* auflistet (XL); für Newton stand der Tempel zur Welt in derselben Relation wie der Mikro- zum Makrokosmos, weswegen ihm im naturwissenschaftlichen und im theologischen Œuvre nicht unerhebliche Bedeutung zukommt. M. erweist die Prolegomena als Synthese newtonischen Denkens, worin Gott, das Universum, die Menschheitsgeschichte und die Bestimmung des Menschen nebeneinander und gleichberechtigt Platz finden. Sie werden damit zu einem idealen Spiegel der vielfältigen Persönlichkeit ihres facettenreichen Autors. Zugleich warnt die Hg. vor anachronistischer Beurteilung und dringt auf zeitgenössische Kontextualisierung.

Als Theologe war Newton lange Zeit unterbewertet; dass er auch philologisch gearbeitet hat, wurde völlig ignoriert. Auch diesbezüglich will M. mit ihrer *editio princeps* eine Neubewertung vornehmen und zählt (XLVIII und LIX–LXII) die zahlreichen hebräischen, griechischen und lateinischen Autoren auf, auf die Newton – oft im Original – Bezug nimmt. Textkritik gelingt ihm nicht nur aufgrund philologischen Wissens, sondern v. a. aufgrund architektonischer und mathematischer Kenntnisse: Newton wird somit zum Vorreiter transdisziplinärer Problemlösung. Die Hg. äußert sich ausführlich zu Problemfeldern, die sich im Verlauf des Editionsprojektes ergeben haben, und bietet Lösungsansätze. Eine ausführliche literarische Analyse lässt sie das Werk für nicht abgeschlossen halten. Als intertextuellen *terminus post quem* kann M. zunächst 1660 festmachen, da Benützungsspuren des monumentalen Traktats *Critici Sacri* nachweisbar sind, macht aber dann glaubhaft methodologische Gründe geltend, die die Prolegomena zu einem nach 1690, wenn nicht sogar nach 1725 verfassten Spätwerk machen. Das würde auch erklären, warum Newton das Werk keiner Endredaktion mehr unterziehen konnte.

Im Zentrum des Buches stehen das Faksimile (1–69), einbegleitet von den editorischen Prinzipien und grundlegenden Bemerkungen zur Ausrichtung der spanischen Übersetzung (LXVIII–LXXII), die eigentliche *editio princeps* und deren Übersetzung ins Spanische (74–134), die im Paralleldruck geboten wird. Eine gewisse Eigentümlichkeit des Faksimiles besteht darin, dass, wenn Newton die jeweilige verso-Seite beschrieben hat, recto- und verso-

Seite in M.s Publikation bedruckt sind, wenn nicht, die zugehörige verso-Seite leer bleibt, allerdings ohne Faksimilierung der unbeschriebenen verso-Seite des Textträgers. Eine Zusammenfassung des Inhalts (73) erleichtert die Lektüre des doch sehr speziellen und spezialisierten lateinischen Textes. Ein Abkürzungsverzeichnis (135/136), ein Autoren- und Werkindex (137/138) und eine Bibliographie (139–149) ergänzen die verdienstvolle Publikation, die einen essentiellen Beitrag dazu leistet, einen weitgehend unbekanntem Text, der nur bei oberflächlicher Betrachtung einem Randbereich der Neolatinistik zuzuordnen ist, in Wahrheit aber die Geisteshaltung seiner Entstehungszeit nachgerade exemplarisch spiegelt, vor dem unverdienten Vergessen zu bewahren. Nicht zuletzt hilft sie dabei, seinen berühmten Verfasser nicht so eindimensional zu rezipieren, wie er üblicherweise wahrgenommen wird: Die Edition rückt eine bisher vernachlässigte Seite von Sir Isaac Newton in den Fokus und gibt damit einem der berühmtesten Naturforscher und -philosophen der Neuzeit, wenn nicht überhaupt der gesamten Geschichte der Naturwissenschaften, die Facetten zurück, über die er sich selbst ganz wesentlich definierte und die ihn und seine Verdienste erst in vollem Umfang verständlich machen.

Sonja M. Schreiner

Anton Roschmann (1694–1760). Aspekte zu Leben und Wirken des Tiroler Polyhistor (hg. von Florian M. Müller und Florian Schaffenrath). Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 2010. 224 S. ISBN 978-3-7030-0475-9

Die Einleitung der Hgg. bietet neben einer Kurzbiographie des Tiroler Gelehrten Anton Roschmann und einer Zusammenfassung der Forschungsgeschichte einen konzisen Überblick über die 13 im Sammelband vereinigten Beiträge, in dem gleichzeitig eine erste Gruppierung vorgenommen wird. Ein Autorenverzeichnis, ein Abkürzungsverzeichnis und ein umfangreicher Index nominum runden den Band ab.

Streng systematisch stellt Walter Neuhäuser „Anton Roschmann als Bibliothekar und Handschriftenforscher“ (14–24) vor. Er streicht die für R. typische „Verbindung von Bibliotheksbenützer, Bibliothekar und Bibliophilem“ heraus, würdigt seine Leistung auf dem Gebiet des Katalogisierens, gibt aufschlussreiche Einblicke in den zeitgenössischen Bibliotheksalltag und sieht in der Innsbrucker Universitätsbibliothek letztlich den Prototyp der modernen staatlichen Bibliothek. – Lav Subarić liefert mit „*Disiecta membra polyhistoris*. Inventar der Streuüberlieferung von Roschmanns Schriften als Ergänzung zu Auers Roschmannica-Katalog“ (25–34) ein über Anton Auers grundlegende Studie hinausreichendes detailliertes Inventar weiterer Handschriften und Drucke. Der Beitrag ist aus der Dissertation des Verf. und dem Innsbrucker Neulatein-Projekt ‚Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol‘ hervorgegangen. – Florian Schaffenrath greift mit „Anton Roschmanns Rede *de claris viris Tyrolensibus* (1728)“ (35–53) einen lokalpatriotischen Text aus R.s umfangreichem Œuvre heraus. Er beginnt mit dem Abdruck von R.s Ernennung zum Lizenziaten im lateinischen Original nebst deutscher Übersetzung und schildert auf der Basis von Aktenvermerken das akademische *Procedere*. R.s ‚*Oratio de claris viris Tyrolensibus*‘, eine panegyrische Rede auf Tiroler Gelehrte aus verschiedensten Sparten, war die Grundlage für die Verleihung des Lizenziats; das Autograph ist erhalten. Der Verf. stellt den Text rhetorisch, literarisch und inhaltlich vor, wobei er dem Leser durch zahlreiche längere Auszüge einen komplexen Eindruck verschafft, und greift überdies auf andere Autoren aus, die die Vorzüge Tirols thematisierten. Weniger als „Schmeichelei“ (47) denn als gängige enkomiasische Praxis wird einzustufen sein, dass R. auch noch lebende Juristen preist. Eine elaborierte Tabelle (50/51) erleichtert dem Leser die Übersicht über die *Oratio*, die Schaffenrath als Vorstufe zu einem der wichtigsten Werke R.s, der ‚*Historia litteraria Tyrolensis*‘ (1742),

klassifiziert. – Claudia Schretter widmet sich in ihrem Beitrag „Anton Roschmann, *De Cursu Romanorum Publico*. Ein bisher unbekanntes Autograph Roschmanns und die Erbpostmeister Thurn und Taxis (Innsbruck, ULBT Cod. 556)“ (55–67) einer Handschrift, als deren Verfasser erst sie R. identifizierte, und den Tiroler Gelehrtenesellschaften, vornehmlich der Academia Taxiana, vor deren Mitgliedern R. zahlreiche Vorträge hielt, darunter – passend zum Vortragsort, dem Haus des Erbpostmeisters – die ‚Dissertatio de Cursu Publico Veterum‘, eine Abhandlung über das antike Postwesen. Die Verf. weist die Unterschiede zwischen schriftlicher Ausarbeitung und mündlicher Präsentation in Umfang und Ausführung nach. – Vladan Antonovic stellt in seinem reich illustrierten Beitrag „Die Graphische Sammlung von Anton Roschmann“ (69–84) vor, die heute Teil der Innsbrucker Universitätsbibliothek ist. Neben aussagekräftigen Beispielen liefert er eine Übersicht (73) über alle 31 Bände und erläutert deren Aufbau. An einem 1673 entstandenen Thesenblatt zeigt der Verf. anschaulich die enge Verflechtung der Graphik mit der Kunst- und Mediengeschichte und präsentiert das elaborierte Bildprogramm mit viel Liebe zum Detail. Noch zu leisten wäre die Auswertung der zahlreichen in das Thesenblatt integrierten Texte, die die Grenze zur Emblematik fließend machen: Der Beitrag bietet auf diesem (Teil-)Gebiet lediglich die Erwähnung einiger zentraler Motti, der Thesen, die der Defendent zu verteidigen hatte, und – gleich neben der Abbildung des entsprechenden Bildausschnitts – die deutsche Übersetzung der Widmung, die der Verfasser in der graphischen Umsetzung dem Betrachter und Leser als überdimensionalen Brief in der Hoffnung auf wohlwollende Aufnahme entgegenstreckt. – Helga Maria Kofler konzentriert sich in „Ein Tiroler Maler aus der Grafiksammlung des Anton Roschmann. Johann Geyer und die Darstellung des Fegefeuers in der Gegenreformation“ (85–100) auf den quantitativ am besten in R.s graphischer Sammlung vertretenen Innsbrucker Johann Geyer, dessen Leben und Werk sie einleitend (stets mit weiterführender Literatur) vorstellt, um dann die Wichtigkeit der erhaltenen Zeichnungen und Skizzen herauszustreichen, da fast keine ausgeführten Werke in situ erhalten sind. Ins Zentrum stellt die Verf. vier Zeichnungen, die sie als „Skizzen für ein Altarblatt“ (87) klassifiziert und – bei aller Verhaftung in der Tradition – als durchaus eigenständig bezeichnet. Der Beitrag bietet neben fundierten Beschreibungen sämtlicher behandelter Entwürfe detaillierte Ausführungen zu deren Vorbildern und eine umfangreiche Einführung in die zeitgenössische Theorie des im katholischen Kontext geforderten Bildprogramms bei der Darstellung des Fegefeuers. Die Nachvollziehbarkeit der transportierten Inhalte ist durch den Mitabdruck sämtlicher besprochener Studien, Stiche und Fresken gesichert. – Silvia Carola Döbler behandelt in „Egid Schor in der ‚Graphischen Sammlung Roschmann‘“ (101–118) das Œuvre des jüngeren der beiden Schor-Brüder. Sie arbeitet die Einflüsse heraus, die Egid Schors Zeit in Rom in seinen eigenen Stichen resp. in Vorlagen zu denjenigen anderer Künstler hinterlassen hat. Anhand einer Vielzahl von bildlichen Darstellungen, die auf Egid Schor zurückgehen, gelingt es der Verf. überzeugend, dessen bisher unterschätzte Bedeutung für das Tiroler Barock herauszuarbeiten. Die große Anzahl an Illustrationen zeigt zudem das vielfältige Talent des Tiroler Künstlers, der als Ölmaler ebenso gefragt war wie als Vorlagenzeichner für Stiche, für Fresken und – ganz der römischen Illusionsmalerei verpflichtet – für ephemere Dekorationen. – Rosanna Dematté beschäftigt sich in „Eine Handzeichnung von Johann Paul Schor in der ‚Graphischen Sammlung Roschmann‘“ (119–131) mit Egids Bruder, der gleichfalls in Rom studierte, dort Giovanni Paolo Tedesco genannt wurde und nach 1638 Rom nicht mehr verließ. Die Verf. würdigt ihn als Zeichner, denn: „Jeder Künstler, sei er Maler, Bildhauer, Architekt oder Dekorateur, ist in erster Linie ein Zeichner.“ (123). Mithilfe detaillierter Vergleiche unterstützt D. die Zuschreibung wenigstens einer bisher Schor zugeschriebenen Handzeichnung in R.s Sammlung an einen anderen, noch nicht identifizierten Künstler. – Alfred Auer leistet mit „Anton Roschmann und die Sammlungen auf Schloss Ambras. Ein

Beitrag zur Museologie des 18. Jahrhunderts“ (133–142) eine Würdigung von dessen Verdiensten um die Ambraser Sammlungen. In den Fokus nimmt er zwei bisher unpublizierte Schriften R.s zu diesem Tätigkeitsfeld, aus denen unverkennbar individuelle Vorlieben für bestimmte Fachgebiete abzuleiten sind. – Michael H u b e r konzentriert sich mit „*In unum corpus colligamus!* Dokumentation, Interpretation und Präsentation archäologischer Funde in Anton Roschmanns *Inscriptiones*“ (143–148) in aller Kürze und Dichte, v. a. aber sehr guter Lesbarkeit auf R.s fortschrittliche archäologische Methode. Dabei lässt er nie die literarische Durchformung der *Inscriptiones*, die R. selbst bevorzugterweise als *Monumenta Tyrolensia* bezeichnete, außer Acht. – Elisabeth W a l d e widmet sich einem zentralen Teilbereich der *Inscriptiones*. Sie beleuchtet detailliert 23 „Kunstwerke aus Alttirol in den *Inscriptiones* von Anton Roschmann“ (149–170), davon drei Objekte aus Stein und zwanzig aus Bronze. – Florian Martin M ü l l e r beschäftigt sich eingehend mit „Anton Roschmanns Reisen nach Osttirol 1733, 1739 und 1746 und seine[n] Beschreibungen der dabei beobachteten archäologischen Fundobjekte und Überreste“ (171–195), wobei er dessen ausgeprägten Hang zur Autopsie hervorhebt. Ansprechend an der Darstellung ist insbesondere die lebensnahe Beschreibung von R.s detailreichen Deskriptionen der Fundobjekte, in die sich so manches reizvolle Missverständnis eingeschlichen hat, wenn R. z. B. eine Merkur-Statuette als Athlet interpretiert (174) und in logischer Konsequenz sämtliche Attribute unzutreffend klassifiziert, oder eine Hypokaustenanlage als „Schutz der qualitätsvollen darüber liegenden Mosaikböden gegen Feuchtigkeit“ (178) missdeutet. M ü l l e r s Ziel ist es, R.s trotz der nachgewiesenen Irrtümer über weite Strecken durchaus von Fachkompetenz geleitete Sammelleidenschaft und seinen unbedingten Willen zu musealer Präsentation als beredte Beweise dafür heranzuziehen, dass er mit Fug und Recht als „Vater der Altertumswissenschaft in Tirol“ (191) bezeichnet werden darf. Eine „Auflistung der bei Roschmann beschriebenen Funde aus Osttirol“ (191/192) dient dem interessierten Leser als willkommenes Service. – Dietrich H a k e l b e r g widmet sich im letzten Beitrag des Sammelbandes (197–214) in mittels Rückgriff auf zahlreiche Originaldokumente sehr unterhaltsamer Manier den Spielarten von „Seltenheiten zwischen Natur und Kunst“. Im Untertitel schränkt er diese Rara ein auf „Archäologische Funde im Naturalienkabinett des Johann Christian Kundmann (1684–1751)“. Kundmann ist für Schlesien das, was R. für Tirol ist. Der Verf. stellt die beiden Männer einander gegenüber, verortet sie in ihrem jeweiligen soziokulturellen Kontext und entwirft so ein schillerndes Bild der zeitgenössischen *res publica litteraria*. Die penible, durchaus fortschrittliche, in Teilbereichen jedoch nicht immer den Standards des späten 17. und frühen 18. Jh. genügende Dokumentation der Funde Kundmanns lässt ein plastisches Bild von dessen archäologischer Methode entstehen. Rationalität und wissenschaftliche Analyse siegen über Mutmaßungen und Aberglauben. Das so genannte ‚Naturspiel‘ „als pauschale Verlegenheitsklärung unverständlicher Steingebilde“ (211) gilt ihm als überholt. Obwohl Experimentierfreudigkeit und Archäometrie wesentliche Faktoren für K. sind, ist er im modernen Sinn kein Archäologe: Sein „vorprofessionelle[s] Ausgraben“ (212) ist die beachtenswerte Leistung eines ebenso interessierten wie begabten Dilettanten.

Der Sammelband leistet einen wichtigen lokalhistorischen und wissenschaftsgeschichtlichen Beitrag: Der Versuch, verschiedene Aspekte des Tiroler Universalgelehrten zu einem konsistenten Bild zusammenzuführen und R. seine Rolle in der zeitgenössischen *scientific community* zuzuweisen, ist gelungen. Der betont interdisziplinäre Ansatz des Buches macht die fruchtbare Symbiose der Disziplinen ebenso sichtbar wie die Bruchlinien, die sich dabei ergeben (müssen).

Sonja M. Schreiner

Die Wiener Studien im Internet**Online-Version (mit Suchmöglichkeit):****Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Online-Publikationen
verlag.oeaw.ac.at****Rezensionen:****www.oeaw.ac.at/kal/rezensionen**